

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Belehrende und unterhaltende Geschichten]

[urn:nbn:de:bsz:31-361369](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-361369)

## Ruchenmichel.

**D**er Kleinbäcker Peter Riff, gebürtig aus dem Elsaß, hatte seit zwei Jahren einen Gesellen aus dem Württembergischen, der sein in der Straße St. Jacques zu Paris etablirtes Geschäft ganz famos in Schwung brachte; denn Michael Reuter, so hieß derselbe, war ein Virtuos in Bereitung von Hefengebäck aller Art, welche Kunst damals in der Weltstadt zu den Aristokraten gehörte, und hatte dadurch nicht nur sämtliche Feinschmecker der von einem hablichen Mittelstand bewohnten Straße, sondern auch noch Hunderte vornehmer Familien aus entfernten Stadtquartieren zur Kundsame seines Meisters herbeigezogen. Bewundernd verzehrten die Pariser seine Kugelhopsen, Eierzöpfe, Dampfnudeln und Berliner Pfannkuchen. Der Meister aber hegte bei all diesem fetten Glück nur einen Kummer, nämlich den, daselbe könnte eines Tages plötzlich zerfallen, eben an dem Tage, wo sein kostbarer Michel wieder in die Heimath zurückkehren werde. Hatte er doch noch keineswegs gemerkt, daß schon ein recht festes, wenngleich zartes Band den Burschen an sein Haus fesselte, welches Band sein hübsches, tausendwöchiges Töchterlein Ninon in der Hand hielt. Es war halt keine Hausfrau mehr da, welche in diesem Stück bessere Augen gehabt hätte, als der Hausherr, weil dieselbe vor etlichen Jahren gestorben war. In Ninons blaue Augen und frischrothe Wangen hatte sich der schätzbare Michel mehr und mehr verguckt, namentlich wegen der vielfachen Mühe, die sie aufwandte, ihm die französische Sprache möglichst schnell beizubringen. Hinwieder war er ein so guter, naiver und wohl gestalteter Junge, daß Ninon ebenfalls tiefe Zuneigung zu ihm gefaßt hatte und um seinetwillen die zahlreichen Galanterieen, welche ihr von anderer Seite entgegengebracht wurden, als bloße Höflichkeiten aufnahm. Im Uebrigen kannte die ganze ehrsame Straße St. Jacques den berühmten Ruchenmichel, wie er in Aller Munde hieß, weil man wohl wußte, daß Meister Riff erst seit Michels Eintritt in's Geschäft so delikates Gebäck lieferte, und da er sich bald in's Französische zu finden wußte, ward er so beliebt, als ein Deutscher es bei Franzosen werden kann. Eine Tugend aber, die ihn zierte, kannte noch Niemand außer seinen Eltern daheim. Das war die ganz naive Gemüthlichkeit, welche er im herbsten Mißgeschick zu bewahren vermochte.

„Ha no!“ pflegte er jeglicher Anfechtung entgegen zu halten, „dees wird no nit Matthäi am Letzste sai!“ bei welchem Ausruf er jedes Mal sein mit glattem Flachshaar gesegnetes Haupt etwas zurückwarf, so daß die sonst nur sanft gestülpte Nase eine komisch herausfordernde Haltung annahm und die gutmüthigen grauen Augen einen festen Ausdruck gewannen. Diese Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen, sollte ihm nun aber auch in Paris beschieden sein, und zwar unter weit schlimmern Umständen, als je zuvor in seinem Leben.

Als im Jahre 1870 der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich losbrach, fanden es die in Paris wohnenden Deutschen nicht mehr geheuer und schüttelten, so bald sie konnten, den Staub von ihren Füßen. Je schlimmere Nachrichten nach Paris gelangten, desto wüthender wurden dessen Bewohner über die Deutschen, weßnachen bald keiner mehr in diesem von allen Leidenschaften brodelnden Herentessel zu finden war, als nur der gute Ruchenmichel. Auch diesem aber hängten die Bewohner der Straße St. Jacques nach und nach so feindselige Blicke an, als hätte er Granaten gegen die französische Armee, statt Dampfnudeln in den Ofen — geschossen; doch sein Gebäck ließen sie sich auch fürder schmecken. Da kam die Nachricht von der Niederlage bei Sedan, von der Gefangenehmung des Kaisers und dem Heranrücken der deutschen Armeen gegen Paris, wodurch die Wuth der Pariser auf's Höchste gesteigert ward. Jetzt ward dem Meister Riff bange um die Sicherheit seines getreuen Michels, weßnachen er demselben seufzend eröffnete, es werde wohl müssen geschieden sein. Das geschah bei Tisch in Ninons Gegenwart, welcher nun sofort große Thränen aus den Augen stürzten.

„Ha no!“ antwortete Michel mit der schon oben beschriebenen Gebehrde, „dees wird no nit Matthäi am Letzste sai.“

Als geborener Elsaßer den Sinn dieses kuriosen Auerufes fassend, mußte der Meister lachen, ward aber plötzlich wieder ernst, als er seiner Tochter in's Angesicht sah. Ninon erröthete unter dem forschenden Blick ihres Vaters, nahm sich jedoch bald zusammen und stellte vor:

„Wie mir scheint, ist es Herrn Reuter nicht lieb, uns verlassen zu müssen.“

„Das freut mich in der Seele,“ gestand Meister

Riff; „allein sollten wir ihn für seine treuen Dienste den Mißhandlungen des hiesigen Böbels aussetzen? Ich bitte, Herr Reuter, nehmen Sie die Sache nicht leicht. Sie kennen die hiesige Canaille nicht aus Erfahrung, wie ich als älterer Mann.“

„Nun,“ entgegnete Michel still lächelnd, „wie Sie meinen, Herr Riff. Doch wenn die Gefahr vorüber ist, was vermuthlich nicht lange ansehen wird, so komm' ich wieder.“

„O wie brav!“ jubelte die lebhaftere Ninon und klatschte in ihre weißen Patschhändchen. Meister Riff blickte abermals, jetzt noch erstaunter, seine Tochter an, hierauf den Gesellen Michel und sah dies Mal Beide erröthen, worauf er freundlichen, doch etwas anzüglichen Tons erwiderte:

„Ihre Rückkehr, Herr Reuter, scheint meiner Ninon nicht minder willkommen zu sein, als mir.“

Michel senkte die Augen, fragte hinterm Ohr, warf dann einen verstohlenen Blick auf die Geliebte, und da er in ihren Augen Ermuthigung las, bekannte er frischweg:

„Ha no, Herr Riff, da Demoiselle Ninon mich doch gern wieder haben wird und Sie auch, so . . . so will ich's nur heraus sagen, daß ich nach meiner Rückkehr für immer bei Ihnen bleiben möchte.“

„Hast Du verstanden Ninon?“ scherzte der Meister.

„Hast Du nichts dawider, lieber Vater?“ rief das Mädchen in freudiger Hast, und als er schweigend verneinte, sprangen die Beiden vom Tische auf, umhalkten einander und konnten dabei kein Wort hervorbringen als „Ninon“ und „Michel“.

„Mir ganz recht,“ kalkulirte der Meister bei sich selbst mitten in seiner Nüherung. „Tochter und Geschäft, Beide werden sich gleich gut stellen bei dieser Partie. Sind unsere Pariser einmal wieder zum gesunden Menschenverstand zurückgekehrt, so werden sie ihrem Kuchenmichel meine Ninon wohl gönnen.“

Hierauf wandte er sich an seinen künftigen Schwiegersohn:

„Jetzt weiß ich, mein Lieber, warum Sie bestimmt zurückkehren werden. Doch vorläufig heißt es aufgepackt und die nächste Nacht noch fort. Ich werde Ihnen zur Seite bleiben, bis der Zug nach der Schweiz abgeht. Dort treten Sie in Arbeit, werden daselbst auch am schnellsten und sichersten vernehmen, wann

## Praktische Verwendung.



Schneidersfrau: Aber Mann, da hast Du ja von dem Zeuge für den Assessor wieder ein Stück zurückbehalten! Machst Du Dir denn kein Gewissen daraus?

Schneider: Ein Gewissen? Ne! eine Weste mach' ich mir d'raus.

Deutsche wieder unangefochten in Paris leben können. Dieser kindische Nationalhaß!“

Michel befolgte den Rath, tröstete seine beim Abschied schluchzende Braut gemüthlich:

„Ha no, 's wird nit Matthäi am Letschte sai,“ und dampfte in dunkler Nacht davon. In Bruntrut auf Berner Gebiet fand er sofort Anstellung, zumal die Bäcker großen Lieferungen für die aufgebotene eidgenössische Grenzarmee entgegen sahen, las auch täglich die Zeitungstelegramme, um sich betreffend das Schicksal von Paris auf dem Laufenden zu erhalten.

Geduldiger hat noch selten ein Liebender auf seine Wiedervereinigung mit der Erwählten seines Herzens geharrt. Nur hier und da, wenn ihm vor dem Backofen der Schweiß von der Stirne troff, lächelte er:

„Ein Küßle von der Ninon auf meine trockenen Lippen thät' jetzt schon gut.“

Endlich brachte der Telegraph die Botschaft von der Uebergabe der französischen Hauptstadt und dem bevorstehenden Einzug der Deutschen. Da hielt es ihn

nicht länger mehr, indem er erwog, daß die Pariser nun gewiß keinem Deutschen ein Haar krümmen dürften. In den ersten Märztagen des Jahres 1871 traf er ein, kurz nachdem seine Landsleute ihren großen Siegeszug durch die ihm so wohl bekannten Gassen gehalten hatten. In er traf ein, der Gute, mit einem großen Sack voll Preßhese, welche während der Belagerung von Paris seinem Meister ohne Zweifel schwer gemangelt haben mußte, um sofort wieder seine Rolle als Kuchenmichel zu spielen.

„Werden die ausgehungerten Pariser in meine Dampfnebeln beißen! Poh Bliz!“ triumphirte er bei sich selbst. Richtig fand er Meister und Tochter sammt ihrem Hause wohl behalten, ward herzlich aufgenommen, brachte sogar Beide mit seinem Sack voll Preßhese zu fröhlichem Lachen. Freilich fand der Meister, der Stimmung gegen die Deutschen sei noch nicht am besten zu trauen; Michel hätte daher seine Rückkehr noch einige Zeit verschieben sollen, schwieg jedoch sogleich, als Ninon mit zärtlich vorwurfsvollem Blicke rief:

„Aber bitte doch, lieber Vater!“

Bei den Bewohnern der Straße St. Jacques war indessen wider Erwarten die Egluß so viel stärker geworden, als der Deutschenhaß, daß Meister Riffs Geschäft binnen wenigen Tagen wieder in Flor kam. Es gab sogar Wiße über Kuchenmichels prompte Rückkehr, begleitet von wiederholter Versicherung, ihm hätte eigentlich keine Seele in ganz St. Jacques etwas zu Leide gethan, auch wann er nicht für einige Zeit verdunstet wäre. So ging's in sanftem Geleise fort, bis mit dem Auftreten der Commune das Gesindel die Herrschaft über Paris an sich riß.

Unter der wachsenden Tollheit der Bevölkerung war an die Heirath zwischen Michel und Ninon nicht zu denken, obgleich die Commune wenigstens keinen Nationalhaß schürte, im Gegentheil die Verbrüderung mit allen Nationen des Erdballs predigte. Sie und da nahm die obwaltende Narrheit auch menschenfreundliche Anläufe. Unter Anderm verordnete ein löblicher Gemeinderath in der Absicht, die Arbeiterbevölkerung zu entlasten, es dürfe bei Nacht in keinem Berufsweige mehr gearbeitet, insbesondere auch nicht mehr — gebakten werden.

„Unfinn!“ lachte Meister Riff und fuhr fort, schon Morgens 3 Uhr seinen Backofen zu heizen, während Michel eifrig seine Delikatessen aus Semmel, Milch, Eiern, Preßhese, Weinbeeren u. s. w. zusammenknetet. Da eines Morgens, als kaum das Feuer brannte, ward heftig an der Hausklingel gezogen.

Der Meister öffnete ein Fenster mit „Wer da!“ erhielt aber die vielstimmige Antwort: „Aufmachen! Ordnung vom Gemeinderath!“ Sechs Nationalgardisten traten in die Backstube, wo Michel eben den Teig zu Dampfnebeln rührte.

„Ah!“ rief der Sergeant, „also befolgt Bürger Riff die Befehle der Vorgesetzten! Auf der That er tappt, werdet Ihr laut obrigkeitlicher Weisung damit bestraft, daß wir Euern Arbeiter hier sofort in die Nationalgarde einreihen. Wollt Ihr bei Nacht arbeiten, so plagt Euch allein.“

Aller Bitten und Vorstellungen des Meisters ungeachtet, mußte Michel sich alsbald vollständig anziehen und den Gardisten folgen, um militärisch eingekleidet und eingereicht zu werden.

Vor den stark benebelten Hauptmann in die Backstube geführt, ward er von demselben befragt:

„Euer Name?“ und antwortete höflich:

„Michael Reuter, Bürger Hauptmann.“

„Wer zum Teufel kann diesen Namen aussprechen! Ihr seit wohl ein Deutscher?“

„Ich habe die Ehre, Bürger. Eben darum geht mich Euer Nationalgarde nichts an.“

„Ha, das versteht Ihr nicht. Alle Menschen sind Brüder. Alle müssen in die Weltvereinigung der Commune. Darum, Parbleu, nehmen wir Deutsche, Russen, Engländer, Polen, Alles, Alles in unsere Nationalgarde. Aber — übersetzt Euer Namen in's Französische.“

„Ha no, wie werd' ich da heißen? Denke wohl — Michel Chevalier.“

„Gut denn! Sergeant, setzt den Bürger Michel Chevalier auf unsere Liste.“

Damit war der arme Michel in die Nationalgarde von Paris aufgenommen und ward in eine ihm passende Uniform gekleidet. Im Hause des Meisters zwar durfte er wohnen bleiben, mußte jedoch jedem Ruf der Trommel folgen, um zunächst an den Uebungen, später an den Kämpfen gegen die Regierungstruppen, von den Communarden „die Versailler“ genannt, Theil zu nehmen. Welche Besängstigung für Ninon und ihren Vater, so oft der unschuldige Michel zu den immer blutigeren Gefechten ausdrücken mußte! Wie zitterten sie vor dem Gedanken an den unausbleiblichen Sieg der Versailler, welcher für Michel, falls er nicht außerordentlich vom Glück begünstigt ward, zum Verderben ausschlagen mußte! Im Uebrigen gingen allmählig die Vorräthe in der Stadt aus, was zur Folge hatte, daß Meister Riff wenig mehr backen konnte, Michel also hinsichtlich

seiner Berufsarbeit wegen des Militärdienstes wenig Zeit verlor.

Mit dem Mai endlich kam die Entscheidung. Von mehreren Seiten drangen die Truppen der Regierung in die Stadt ein. Das Bataillon, welchem Michel angehörte, ward nach heftigem Widerstand an der westlichen Mündung der Straße St. Jacques zersprengt. Diese Gelegenheit gedachte Michel zu benutzen, um in das Haus seines Meisters zu fliehen und daselbst seine Uniform schleunigst mit dem Bäckergerwande zu vertauschen. Die Kugeln der Verfolger pfliffen rechts und links an ihm vorbei, während so Mancher seiner Kriegesgefährten im Laufe niedergestreckt ward. Schon sah er des Meisters Haus und hielt sich für gerettet, als aus einem engen Seitengäßchen Linieninfanteristen hervorstürzten und ihn mit gefälltem Bajonnett aufhielten, indem sie ihm entgegenbrüllten:

„Gewehr weg, Canaille, ergib dich!“

„Ha no!“ rief Michel, einen Schritt zurücktretend, und wollte schon beifügen: „Des wird no nit Matthäi am Letschte sai!“ besann sich jedoch, daß er mit Franzosen zu thun habe, und warf sein Gewehr weg mit der in geläufiges Französisch gefassten Antwort:

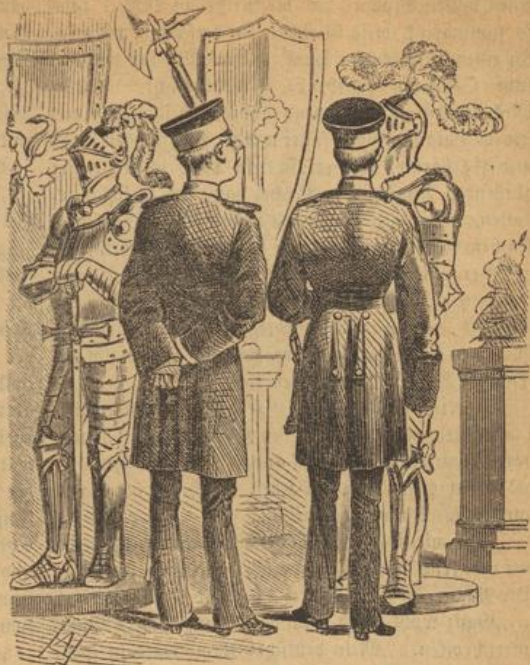
„Da liegt mein Chassepot! Im Uebrigen bin ich keine Canaille, sondern zur Heilnahme am Kampf gezwungen worden. Setzt laffet mich aber gleich heim.“

Bei diesen naiven Worten, welche dazu noch im treuherzigsten Ton der Stimme gesprochen waren, erheiterten sich die grimmigen Züge der Versailler zu lustigem Lachen. Sie sahen einander verständnißvoll an, warfen ihre Gewehre auf die Schulter, und Einer von ihnen, der Korporal, entgegnete:

„Meiner Treu, Ihr seid ein drolliger Bursche! Doch heim dürft Ihr nicht. Wir haben Ordre, Jeden, der die Uniform der Commune trägt, gefangen zu nehmen, insbesondere wenn er mit den Waffen in der Hand betroffen wird, wie Ihr.“

Also ward denn Michel gefangen weggeführt, um vor Kriegsgericht gestellt zu werden. Es kam ihm wohl zu Statten, daß er fern vom Stadthause und den Tuilleries, welche von den Communarden in Brand gesteckt waren, in die Hände der Gegner fiel; sonst hätten sie ihn, wie alle in jener Brandhölle ergriffenen Vertheidiger der Commune, ohne Weiteres niedergeschossen.

## Unglückliches Zeitalter.



„Ich möchte nur bloß man wissen, wie sich so'n oller Kunde je krast haben mag, wenn den 'mal so'n Floß jebissen hat!“

In Meister Mißs Hause aber erhob sich großer Jammer, als der liebe Michel, der am Morgen früh hatte ausdrücken müssen, nicht nach Hause kam. Tag er todt auf den Wällen oder verwundet auf einer Barrikade, oder war er in Gefangenschaft gerathen? Ein Loos schien so schrecklich, wie das andere. Nachfragen konnte man nicht, weil Alles sich in den Häusern verschlossen hielt aus Furcht vor dem „blauen Schrecken“, welchen die rachschnaubenden Versailler an die Stelle des „rothen Schreckens“ der Commune gesetzt hatten. Unter strömenden Thränen harrte Ninon die ganze Nacht hindurch, welche die fernern Feuersbrünste schauerlich rötheten, — Michel kam nicht. Tag um Tag verging, Paris gewann allmählig die Ruhe eines Kirchhofes, man konnte wieder ausgehen und Nachfrage halten; doch Niemand wollte von dem Verschwundenen etwas gesehen oder gehört haben. Es war zum Verzweifeln.

Die Militärgerichte begannen nach völliger Nieder-

werfung des Aufstandes ihre Thätigkeit. Es dauerte einen vollen Monat, bis die Reihe an Michel kam, so summarisch diese Gerichte zu verfahren pflegten. In einem geräumigen Saal zu Versailles saß das aus fünf Offizieren bestehende Militärgericht, welchem Michel nebst einem Duzend anderer Gefangenen aus seinem Bataillon vorgeführt ward. Alle standen bleich und abgehärmt, halb erloschenen Trost in den düster glühenden Augen; nur Michel hatte sich so frisch erhalten, wie in den Tagen, da er halb Paris mit seinen Kuchen beglückte, und blickte so unschuldig drein, als hätte er eine Bestellung auf Berliner Pfannkuchen entgegen zu nehmen. Das fiel dem Präsidenten des Gerichts, einem abgewetterten Major mit wilden, schwarzen Schielaugen, dermaßen auf, daß er ihn zuerst zum Verhör hervorkommen ließ.

„Wie nennt Ihr Euch?“ fragte der Präsident mit rauher Stimme, und als er den Namen Michael Reuter hörte, schüttelte er den Kopf und ließ sich vom Schreiber des Gerichts ein Aktenstück geben, welches er schweigend durchsah. Dann bemerkte er:

„Vor mir liegt die Liste Eueres Bataillons, welche auf dem erschossenen Oberst desselben gefunden worden. Der Name „Michael Reuter“ steht aber nicht darin.“

„Ganz wohl, Herr Präsident,“ antwortete Michel unerschrocken. „Mein deutscher Name ward in französischer Uebersetzung eingetragen und lautet in der Liste Michel Chevalier.“

Der Präsident sah wieder in die Liste.

„Richtig, Michel Chevalier. Da steht der Name.“ Hier flüsterte der Schreiber dem Präsidenten mit boshaftem Seitenblick auf Michel etwas in's Ohr, wozu der Präsident beistimmend nickte und fortfuhr:

„Ihr seid ursprünglich ein Deutscher, habt aber durch Umänderung Eueres Namens in's Französische kund gegeben, daß Ihr Euch als Bürger unserer Republik betrachtet?“

„Keineswegs,“ erklärte Michel ruhig. „Man hat meinen Namen wider meinen Willen verändert. Man hat mich auch gegen meinen Willen mit Gewalt in die Pariser Nationalgarde gesteckt.“

„Ausflüchte! Das sagen die meisten der gefangenen Communarden.“

„Ich berufe mich auf das Zeugniß meines Meisters, des Herrn Riff, No. 102 in der Straße . . .“

„Ihr schweigt, bis man Euch fragt. Warum seid Ihr als Deutscher nach Paris gekommen, während Euerer Landsleute insgesamt die Stadt verlassen haben?“

Offenherzig erzählte nun Michel, wie er ein paar

Jahre als Bäckergefelle bei Meister Riff gearbeitet habe, bis er beim Heranrücken der deutschen Armeen nach der Schweiz gereist, dann aber auf die erste Nachricht von der Kapitulation nach Paris zurückgekehrt sei.

„Ihr hattet es ja sehr eilig,“ höhnte der Präsident mit durchbohrendem Blick. „Warum so schnell zurück?“

Michel erglühete, sprach aber mit lächelndem Munde: „Das läßt sich an dieser Stelle nicht wohl sagen, Herr Präsident.“

„Ha, Ihr lacht uns noch in's Gesicht, wie der frechsten, verstocktesten Communarden Einer!“ brauste der Major auf. „Wisset, Ihr seid durchschaut. Ihr flohet aus Paris, als Ihr sahet, daß die Regierung des Generals Trochu das Gesicht von Sozialisten noch zu händigen vermöge; nach der Kapitulation aber riefen Euch Eueres Gesinnungsgegnossen herbei, da ihre Vorbereitungen zum Umsturz reif geworden waren. Und Ihr seid gekommen, ihnen zu helfen, wie der Auswurf aller übrigen Nationen, Polen, Italiener, Russen u. s. w. Nun gut, Ihr sollt als Michel Chevalier in die Liste der Nationalgarde eingetragen und, mit den Waffen in der Hand ergriffen, Euer französisches Communebürgerrecht zu genießen bekommen. Abgetreten!“

„Aber, Herr Präsident!“ stellte Michel mit dem Ausdruck unschuldigsten Erstaunens vor.

„Kein aber!“ schnaubte der Vorstehende. „Abgeführt! Marsch!“

Zwei Linien Soldaten führten Michel zurück in's Gefängniß, wo er bis Abends harren mußte auf die Eröffnung des über ihn gefällten Urtheils. Gewehrschüsse, welche zum Tod Verurtheilte niederstreckten, unterbrachen hier und da die peinliche Stille, die unter den Gefangenen waltete, worauf unter denselben jedes Mal ein banges Geflüster entstand:

„Wem galt das? . . .“ „War es Dein Kamerad? . . .“ Werden sie uns alle hingschlachten?“

„Bah,“ murmelte Michel in seiner Muttersprache, welche keiner der Mitgefangenen verstand. „Da wollen wir doch sehen! Was geht denn eigentlich mich diese ganze Geschichte an?“

Am Abend stand er wieder vor Militärgericht. Sein Urtheil ward vom Schreiber verlesen und lautete dahin, Michel Chevalier, Soldat im 5. Bataillon der Pariser Nationalgarde, sei als Einer der ausländischen Anführer des Aufstands und Theilnehmer am Kampfe gegen die Truppen der rechtmäßigen Regierung verurtheilt zur — Deportation nach Neukaledonien.

## Der Verrath.

Raum hatte er den Saal verlassen, so entsubz ihm sein Leibspruch:

„Ha no, dees wird no nit Matthäi am Leitschte sai! Aber die Kerle! Links puffen mich die Communarden und nehmen keine Vernunft an. Rechts puffen mich die Versailler und nehmen keine Vernunft an. Ist ein Kuhhorn, was das Andere!“

„Spricht der polnisch?“ fragte der eine seiner Wachsoldaten den andern.

„Weiß nicht,“ lautete die Antwort. „Zuerst scheint er wirklich polnisch gesprochen zu haben; hernach aber klang es wie Deutsch.“

Das Wort von den Kuhhörnern, das stärkste, welches dem seelenguten Michel seiner Lebtag entronnen war, zeigt genau, bis zu welchem Grade der Menschen Ungerechtigkeit ihn aufzubringen vermochte. Ein Anderer an seiner Stelle würde in Zammer, oder in Flüche und Verwünschungen ausgebrochen sein. Kuchenmichel hingegen begnügte sich, mitten im Wahnsinn der Communarden und Versailler dem gesunden Menschenverstande unter einem volksthümlichen Bilde für beide Parteien Ausdruck zu geben.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Verurtheilten nach Neukaledonien eingeschifft werden konnten, zumal ihrer über 2000 waren. Mittlerweile vernahm Michel keine Silbe von seiner Ninon und sie eben so wenig von ihm, weil die Urtheile der Militärgerichte geheim gehalten wurden.

„Na,“ tröstete er sich, „auskommen wird's doch einmal, wo ich stecke. Wenn dann nur mein lieb's Schäggle sich zu fassen vermag, bis die Murrheit ein End hat. Die nimmt gewiß keinen Andern. Zulezt gib't gar noch diplomatische Verwendung für mich, sobald der Meister erfährt, daß ich deportirt bin. Da wird er schon vor die richtige Schmiede gehen. Unter dessen wird's wohl auszuhalten sein. Es geht ja nicht in's Pfefferland, wo die Leute hinstirben, wie Fliegen im Herbst. Sagt nicht der Marineoffizier, der unsere Wache kommandirt, in Neukaledonien sei's ganz gesund?“

Meister Riff seinerseits und Ninon hatten es sich zur Pflicht gemacht, ihre Nachforschungen eifrig fortzusetzen, und aus denselben wenigstens die Hoffnung geschöpft, daß Michel sich nicht unter den Gefallenen befunden habe. Wiederholt stellten sie das



Hauslehrer: Was führt der Jäger gewöhnlich mit sich?

Kleine Emma: Die Flinte.

Hauslehrer: Sonst nichts?

Kleine Emma: Am Sonntag Nachmittag unsere Värbel.

bringende Besuch, die gefangenen Communarden nur wenigstens sehen zu dürfen, weil sich unter ihnen ein völlig Unschuldiger befände, der ihnen nahe stehe; sie waren aber jedes Mal abschlägig beschieden worden.

Allmählig hörte Ninon auf zu weinen; dafür jedoch kam ein so entschlossenes Wesen über sie, daß sie manchmal mit blihenden Augen ihrem Vater erklärte:

„Und wenn ich um die ganze Welt reisen muß, so will ich meinen Bräutigam wieder haben.“ Dann biß sie ihre Eisenbeinzähnen zusammen und arbeitete rührig weiter, als dächte sie nur an's Geschäft.

Es dauerte bis in's folgende Jahr; da kam aus London an Meister Riff ein Brief, geschrieben von einem ehemaligen guten Kunden aus der Straße St. Jacques, der ebenfalls für die Commune gekämpft hatte und dafür deportirt worden war. Derselbe hatte früher als Waffenschmied ein glänzendes Geschäft betrieben und hieß La Roche. Ihm sei es gelungen, meldete er, auf einem englischen Schiff aus Neukaledonien zu entkommen, und nun halte er sich

verpflichtet, Meister Riff zu benachrichtigen, daß Kuchenmichel deliziosen Andenkens gleichfalls als Deportirter auf jener Insel, nicht weit von Australien, lebe. Er möchte der Strafe St. Jaques gönnen, wenn für sie die holde Zeit der Dampfnubeln, Kugelhopsen u. s. w. nach so viel Hungerleiderei wieder anbräche. Alles mit Mehrerem.

Kaum war der Brief vorgelesen, so warf sich Ninon ihrem Vater um den Hals mit dem Rufe:

„Bitte, bitte, sogleich zum Herrn Präsidenten Thiers!“

„Hast Recht, liebe Ninon,“ fand der Meister. „Wir verlangen, da jetzt ruhigere Zeiten eingetreten sind und wir sichere Spur haben, Revision des Prozesses.“

„Und nicht wahr, theurer Vater, wir beantworten auf der Stelle den Brief von Michels Eltern, die in Todesängsten schweben, daß sie schon so lang keine Zeile mehr von ihm erhalten haben?“

„Wir beantworten ihn gleich, und — ja, richtig, dieser Brief bringt mich auf einen Gedanken, welcher sich dem Präsidenten der Republik gegenüber verwerthen läßt.“

„Welchen Gedanken?“

„Herrn Thiers anzudeuten, daß Michels Eltern die Vermittlung der deutschen Reichsregierung zu Gunsten ihres Sohnes anrufen würden, falls nicht von Seiten der französischen Regierung geschähe, was die Gerechtigkeit erfordert.“

„Papa, laß Dich küssen. Du bist ein Diplomat!“ frohlockte Ninon. „D, wenn nur ich selber etwas für meinen Geliebten thun dürfte!“

„Wer weiß, ob Du nicht in den Fall kommen wirst?“ erwog der Vater nachdenklich. „Für einsteuillenden indessen meld' ich mich zur Audienz.“

Der greise Thiers empfing den Bäckermeister mit freundlicher Würde, indem er sich von seinem mit schwarzem Sammet gepolsterten Lehnstuhl erhob und ihm einen gleichfalls gepolsterten Sitz gegenüber anwies.

Dadurch ermuthigt, erzählte Meister Riff von Anfang bis zu Ende Michael Neuter's Geschichte, soweit ihm dieselbe bekannt war, und erlaubte sich schließlich die Bitte um Revision des Prozesses.

Hierauf ertheilte der Präsident der Republik, welcher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, den Bescheid, er werde heute noch die Liste der Deportirten sammt den Herrn Neuter betreffenden Gerichtsakten sich vorlegen lassen und je nach Befund den Petenten benachrichtigen, welche Ausichten vorhanden seien.

Schon folgenden Tages langte ein Schreiben aus der Staatskanzlei an, der Name Michael Neuter stehe nicht auf der Liste der Deportirten. In Folge dessen haben auch keine auf ihn bezüglichen Gerichtsakten aufgefunden werden können, was eine Prozeßrevision zur Unmöglichkeit mache.

„Vater,“ sehte Ninon, „nimm mich mit zum Präsidenten,“ und fügte, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, hinzu: „Es muß einen Weg geben.“

Thiers empfing Vater und Tochter mit dem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns, gab aber zu verstehen, der Flüchtling La Roche müsse sich in der Person geirrt haben.

„Unmöglich, Herr Präsident!“ rief Ninon schmerzlich erschüttert. „La Roche aus St. Jaques hat meinen Bräutigam zu genau gekannt.“

„Ihren Bräutigam?“ fragte der Präsident bewegt. „Ihr Herr Vater hat dieses Verhältniß keine Erwähnung gethan.“

„Es verhält sich in der That also, Ew. Excellenz,“ bestätigte Meister Riff. „Sie belieben hieraus zu ersehen, wie wenig dem guten Jungen an der Commune gelegen sein konnte. Es muß in den Listen der Deportirten ein Irrthum enthalten sein, vielleicht gar absichtliche Fälschung des Namens, um einen der verhassten Deutschen für immer verschwinden zu machen.“

Der Präsident schüttelte zweifelnd das graue Haupt. Da hob Ninon wieder an:

„D Excellenz! Haben nicht viele dieser niedrig gesinnnten Communarden durch falsches Zeugniß ihre Kameraden in's Verderben gestürzt, um sich selbst herauszuhelfen? Man hat das hernach erfahren. Und sind nicht Vater und ich Augenzeugen gewesen, wie Herr Neuter mit Gewalt zum Eintritt in die Armee der Commune genöthigt worden ist? Michael Neuter, mein Bräutigam, ist ein Opfer teuflischer Bosheit, ob nun Communarden oder Richter die Schuld tragen, daß sein Name auf der Liste der Deportirten fehlt.“

„Ich erlaube mir noch zu erinnern,“ ergänzte Meister Riff, „daß Herrn Neuter's Eltern, denen wir die Deportation ihres Sohnes gemeldet haben, ohne Zweifel eine Verwendung des Deutschen Kaisers zu dessen Gunsten anstreben werden, und würde es tief bedauern, wenn Ew. Excellenz Regierung dadurch schwere Verlegenheiten bereitet werden sollten.“

Der Präsident nickte leise, indem er mit der Rechten über sein glatt rasirtes Kinn strich. Dann blickte er Ninon prüfend an und sprach:

„An reblichem Willen, begangenes Unrecht gut zu



machen, fehlt es meiner Regierung nicht. Ich gebe zu, daß im Tumult der Leiden- schaften auch unsere Militärgerichte Fehl- griffe mögen begangen haben. Doch was anfangen? Lebt Herr Reuter wirklich in Neukaledonien, so ist es eben unter dem falschen Namen, den er auf der Liste tragen mag. Amtliche Nachfrage würde daher vergeblich bleiben. Demzufolge wüßte ich keinen andern Ausweg, als daß Jemand, der Herrn Reuter genau kennt, sich nach Neukaledonien begäbe, um ihn dort unter den Deportirten herauszufinden. Ich bin bereit, demselben Vollmacht zu Herrn Reuter's Befreiung mitzugeben. Nächstens geht ein Schiff dorthin ab."

„Dieser Jemand bin ich,“ erklärte Ninon mit stammenden Augen und fester Stimme.

„Sie, Mademoiselle?“ staunte Thiers.

„Ich, Excellenz! Gestatten Sie mir, Sie bei Ihrem Worte zu befestigen.“

„Ich habe mir's gedacht,“ schluchzte Meister Niff mit Thränen in den Augen.

„Muth gefaßt, mein Freund!“ tröstete der Präsident gerührt, ihm sanft auf die Achsel klopfend. „Ihre Tochter soll zwei ehrenwerthe Cavaliere sammt deren Gemahlinnen als Schutzwache haben. Mademoiselle, empfangen Sie den Ausdruck meiner ganzen Hochachtung. Die Zeit der Abfahrt wird Ihnen meine Kanzlei schriftlich anzeigen.“

Bei diesen Worten verbeugte sich der Präsident huldvoll und entließ die Beiden.

Meister Niff wagte nur schwache Vorstellungen gegen den heldenmüthigen Entschluß seiner Tochter.

„Ich habe Dir gesagt,“ erinnerte Ninon, „wenn ich um die ganze Welt reisen müßte, so will ich meinen Bräutigam wieder haben. Jetzt halt' ich Wort.“

Zwei Wochen später fand sich die treue Ninon bereits auf hoher See. Einer der beorderten Marineoffiziere nebst Gemahlin hatte sie im elterlichen Hause abgeholt und bis nach Havre geleitet, woselbst der zweite mit seiner Gemahlin sich ihnen angeschlossen. Beruhigt, wengleich mit tiefem Weh im Herzen, hatte Meister Niff sich von seinem einzigen Kinde verabschiedet. Sein letztes Wort war gewesen: „Der treue Gott hält es mit den Treuen.“

Etwa vier Monate später lief der Dampfer im besten Hafen von Neukaledonien ein. Es war der

## Nur muthig!



Meister: Na, August, Du warst ja gestern in Kreuzberg's Menagerie; wie hat's Dir denn gefallen?

Junge: Ach, det is ja jar nischt! — ick habe aber ooch dem Kerl, dem Thierbändiger jesagt: mit Ihnen is ganz und jar nischt! — wenn Sie ooch bei die wilden Viecher 'rin-frieden, zu meine Meisterin trauen Sie sich doch nicht und — det muß ick alle Tage thun! —

Hafen der Hauptstadt Numéa, wo der Gouverneur seinen Sitz hatte. Diesem ward noch am gleichen Tage der Erlaß des Präsidenten der Republik überreicht und von Ninon in Gegenwart ihrer beiden Cavaliere das Gesuch vorgetragen, daß sämtliche wegen des Communeaufstandes Deportirte ihr vorgestellt würden, sollte sie auch sämtliche französische Niederlassungen der Insel besuchen müssen.

Mit höflicher Verneigung antwortete der Gouverneur, die meisten Deportirten seien auf der Landzunge Ducos untergebracht, welche auf dem Dampfer binnen wenigen Stunden zu erreichen sei, die Uebrigen hingegen in Numéa selbst; nur befinden sich diese Letzteren soeben in den Hainen, um Kokospalmen und Brotfruchtbäume abzuernsten.

„Bestndet sich nicht ein Deutscher unter den Deportirten!“ fragte Ninon.

„Nicht daß ich wüßte,“ entgegnete der Gouverneur.

„Ich kenne nur französische Namen und von Ausländern einige polnische.“

Ninon erschrock, fragte aber weiter:

„Ist nicht kürzlich einer der Deportirten vermißt worden?“

„Jawohl, Mademoiselle, ein La Roche aus Paris.“

„Nun gut! Der lebt gegenwärtig in London und hat meinem Vater geschrieben, in Neukaledonien besfinde sich auch ein ihm wohl bekannter Deutscher, der in Paris bei uns gearbeitet. Um diesen handelt es sich.“

Der Gouverneur rief seine Bedienten insgesammt herbei.

„Mit welchen Deportirten hat der entflozene La Roche nähere Bekanntschaft gehabt?“

Alle Diener betheuerten erschrocken, hierüber Nichts zu wissen, mit Ausnahme des Kochs, der, den Finger an die Stirne legend, mittheilte:

„Den La Roche sah ich manchmal sprechen mit einem schlachthaarigen, rothwangigen Burschen, der den Deportirten auf Ducos backen muß und von Zeit zu Zeit hierher kommt, Vorrath an Broitfrüchten zu holen.“

Ninon sprang auf. „Dieser ist's, Herr Gouverneur. Er heißt Michael Reuter, ward aber unter falschem Namen verurtheilt und eingetragen. O der Schmach! Meine Herren,“ wandte sie sich an ihre Cavaliere, „ich stehe Sie an, morgen früh mit mir nach Ducos zu fahren.“

Die Beiden verneigten sich zustimmend. Vergeblich stellte der Gouverneur vor, man könne ja den Mann herbescheiden.

„Nein, nein!“ rief Ninon leidenschaftlich, „keine Vermittlung! Ich will selbst gehen, selbst sehen!“

Morgens früh dampfte das Schiff nach Ducos. Schon brannte die Sonne heiß auf die hoch wogenden, grünen Zuckerrohrfelder, mit deren Bearbeitung die Deportirten beschäftigt waren, als Ninon mit ihren Begleitern unter die verwundert Aufschauenden trat mit der Frage:

„Verzeihen Sie, meine Herren, wo ist Ihr Bäcker?“

Die Deportirten deuteten auf eine geräumige Hütte, ungefähr 100 Schritte weit von da, aus welcher Rauch aufstieg.

Bald stand Ninon vor der Thüre derselben hochklopfenden Herzens, lauschend mit angehaltenem Athem, da drinnen sich soeben eine bekannte Stimme vernehmen ließ:

„Na, das nenn' ich mir doch ein kuriozes Gebäck aus unreifen Baumfrüchten und Schildkröteneiern!

Was würde wohl meine süße Ninon zu solchen Kuchen sagen!“

Das war ein Stichwort. Die Thüre flog auf, und Ninon lag in den Armen des hoch Ueberraschten mit den halb schluchzenden, halb lachenden Worten:

„Du lieber, ewiger Kuchenmichel! Das sagt Deine Ninon dazu.“

Die beiden Offiziere, welche an der offenen Thüre stehen geblieben waren, würden Ninon für närrisch gehalten haben, hätten sie dieselbe nicht während der ganzen weiten Reise als ein sehr verständiges Frauenzimmer kennen gelernt. Angesichts dieser unverholenen Liebesergüsse aber gebot ihnen ihr Zartgefühl, bei Seite zu gehen, um abzuwarten, bis die Beiden herausträten würden. Derweile hob Michel drinnen an:

„Aber Gott, im Himmel! wie kommst denn Du hierher, mein Herz?“

„Das wirst Du hernach erfahren, liebe Seele. Jetzt kleide Dich an, pack' Deine Sachen zusammen und komm' heim zum Vater.“

„Ja, bin ich denn frei?“

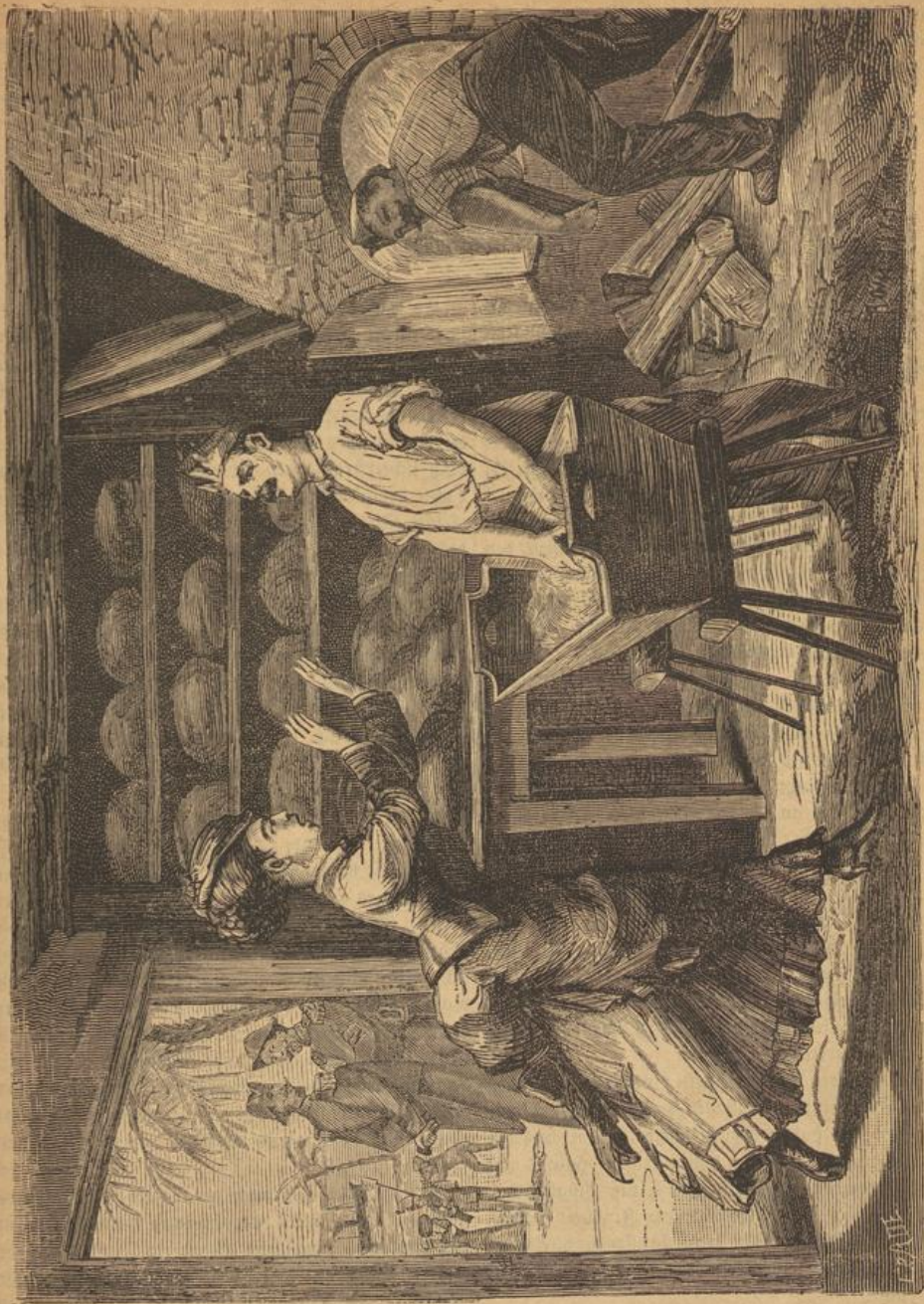
„So frei wie der prächtige Paradiesvogel, der sich dort auf der jungen Palme wiegt. Nur fort, fort von hier!“

Michel kleidete sich um und schnürte sein Bündel. Indem er aber aus der Backstube schritt, warf er noch einen mitleidigen Blick auf die eben aus dem Ofen genommenen Kuchen und sagte:

„Was werden wohl die armen Schlucker Eßbares kriegen, wenn ich nicht mehr da bin?“

Gleich folgenden Tages fuhr der Dampfer wieder nach Europa zurück. Nach glücklicher Reise in der guten, alten Straße St. Jaques angelangt und vom Vater mit lautem Freudenruf begrüßt, ward die Hochzeit sofort festgesetzt auf die Woche nach dem Tag, wo Michel's Freisprechung erfolgt sein werde. Für letztere sorgte denn auch der väterliche Herr Präsident mit thunlichster Beförderung. Es fanden sich jetzt außer Meister Riff und seiner Tochter noch Zeugen genug, die Michel's Unschuld sonnenklar bewiesen. Bei dem Verhör aber, welchem Michel selbst noch unterzogen ward, kam es an den Tag, warum sein wahrer Name nicht in der Liste der Deportirten zu finden gewesen war. Den Namen Michel Chevalier fand man allerdings und dann auch die zugehörigen Prozeßakten. Für diese absichtliche Fälschung traf den ehemaligen Präsidenten des Gerichts ein scharfer Verweis, den Schreiber sogar, als den eigentlichen Urheber Degradation.

Nach dieser Genugthuung ward der glückliche



Die Thüre flog auf, und Ninon lag in den Armen des hoch Ueberrauchsten.

Ausgang nebst bevorstehender Vermählung Michel's Eltern angezeigt, worauf die wärmsten Segenswünsche von ihrer Seite eintrafen. Am Hochzeitsmahl sodann, welchem eine zahlreiche Nachbarschaft beiwohnte, ging's hoch her; doch als die Fröhlichkeit so recht im Gange war, wurde Michel plötzlich ernst und wandte sich an

Ninon nebst ihrem Vater mit der gerührten Danksagung:

„Der lieb' Gott im Himmel hat's doch wohl verstanden, so oft ich in meiner Noth und Drangsal gesagt habe: Ha no, dees wird no nit Matthäi am Leischte sai!“  
Dr. J. Kübler.

## Am Weihnachtsabend.

(Aus dem Leben eines berühmten Malers).

**W**eihnachten! — Wie gedenken wir bei diesem Worte und diesem schönsten aller Feste unserer frohen, glücklichen Kindheit; wie werden wir mit unseren Kindern wieder kindlichen Sinnes, und welcher Tag des Jahres wäre wohl mehr als dieser geeignet, das Herz weich, milde, vergebend und veröhnend zu stimmen!?

Ein Weihnachtsabend mit seiner ganzen Romantik — dem Glitzern des gefrorenen Schnees, dem Schellengeläute der Schlitten, den hellerleuchteten Straßen, den verführerisch ausgestatteten, glänzenden Schaufenstern der Läden und Magazine, dem geschäftigen Hin- und Herlaufen hepakter, froher Menschen; darüber der prächtige Sternenhimmel mit seinen Milliarden von Gotteslichtern — ein solcher Weihnachtsabend war über der großen Residenzstadt hereingebrochen.

Hier und da erhellten sich schon die Fenster im strahlenden Lichte des Weihnachtsbaumes und mancher Blick der Sehnsucht — ja wohl auch heimlichen Neides — haftete an den erleuchteten Fenstern; manches arme, frierende, wohl auch hungernde Kind stellte seine Betrachtungen auf der Straße an und dachte: „Warum hier so viel Leid und Entfagung und dort so viel Glück, Lust und Ueberfluß?!“ — Wie viele arme Eltern fühlten heute doppelt ihre Armuth, wenn sie mit leeren Händen nach Hause zurückkehrten, wo auch ihre Kinder erwartungsvoll der Rückkehr des Vaters, der Festesfreude des heiligen Abends vergeblich entgegenharrten.

Doch nicht die Armuth allein, sondern auch jenen reichen, alten, einsamen Mann, welcher dort, hinter der breiten und hohen Spiegelscheibe hervor aus der ersten Etage des großen, palastrartigen Hauses auf das rege Leben, das Getümmel der Straße hinabblökte, überkam es wie Sehnsucht nach der Kindheit Tagen. Träumerisch schauten die sonst so streng blickenden Augen und milderten den Ausdruck der scharf gezeichneten Züge.

Er dachte zurück — der reiche, einsame Mann — weit zurück; dachte an die Tage, wo er noch nicht in einem so stolzen Hause gewohnt, wo er in einem kleinen, fast ärmlichen Stübchen der Stunde der Bescheerung herz klopfend entgegengesessen, bis endlich die Stimme der Mutter ihn zu dem zwar bescheidenen, doch lichterstrahlenden Christbaume gerufen; er gedachte des glücklich-zufriedenen Blickes seiner Mutter, welche sich an dem Entzücken ihres Knaben weidete, dem sie mit ihren schwachen Kräften doch hatte — eine Weihnachtsfreude bereiten können!

Damals war er jung, glücklich, hoffnungreich und — arm! — Und jetzt? — Jetzt ist er reich, einsam und alt! — —

Er hatte schwer gekämpft im Leben und mit dem Leben, hatte aus eigener Kraft sich emporgerungen, war unermüdblich thätig gewesen. Sein Thun und Handeln war fest und energisch; man nannte ihn einen reichen, angesehenen Mann — und das war er auch; doch auch Viele nannten ihn einen strengen Mann von starrem, unbeugsamem Charakter, dessen Herz ebenso hart und kalt wie sein Gold geworden sei. — Und das war er auch! —

Der Ausdruck seiner Züge in diesem Augenblick strafte die letztere Behauptung Lügen: mild, fast kindlich weich schienen sie; mit einem markirten Wohlwollen blickte der alte Mann auf das Getriebe und den Lärm der Straße unten, und der Widerschein der hellen Gasflammen von dort ließ um so deutlicher in dem dunkeln, behaglich warmen, und mit dem ausgesuchtesten Comfort eingerichteten Zimmer das Glitzern eines Diamanttropfens im Auge des alten Herrn erscheinen.

Jetzt erhellte sich auch gerade gegenüber, in dem anspruchselosen, meist von einfachen Handwerkern und Unterbeamten bewohnten Hause ein Fenster nach dem andern. Der alte Herr hinter der großen Spiegelscheibe — der Kommerzienrath K. . . . — beobachtete

## Auf dem Exercierplatz.

tete dieses Haus mit der größten Aufmerksamkeit. Er hatte die hausbackigen, blondlockigen Kinder drüben oft mit stillem Vergnügen betrachtet, und sich an ihrem Treiben erfreut. Er sah jetzt, wie Vater und Mutter den Tisch zur Bescheerung zurechtmachten; er sah, mit welch' zufriedenen Mienen Beide das Spielzeug und auch andere nützlichere Sachen für ihre Kinder zurecht legten, wie sie Weihnachtsbaum und Weihnachtstisch ordneten, wie dann die Lichter angezündet wurden und endlich die kleine fröhliche Schaar mit Jubel die Gaben begrüßte und sich um den lichters-strahlenden Tannenbaum drängte.

Das reine Glück der Eltern, welches auf deren Gesichtern im hellen Kerzenschein sich ausdrückte, bewegte den einsamen Mann mächtig. Wieder tauchten Erinnerungen auf in seinem Herzen.

Noch nicht allzu lange war es her, da hatte auch er mit einer schönen blonden Frau den Weihnachtsbaum angezündet und zwei kleine Blondköpfe standen glücklich, in die Hände klatschend vor demselben. Vor seines Geistes Auge trat nun das Bild des schönen, hoffnungsvollen Knaben mit den sanften, schwärmerischen Augen der Mutter; mit welchem Stolz hatte er auf ihn herabgesehen! — Ja, damals war er auch glücklich gewesen, doch zu groß war wohl das Glück, um von langer Dauer zu sein: der Tod hatte ihm den Sohn entrißen, und die Mutter war bald dem Liebling in's Grab gefolgt. Er blieb allein mit der kleinen Tochter. Das häusliche Unglück hatte sein Herz verhärtet, er lebte jetzt fast ausschließlich dem Geschäft und sein Ehrgeiz stieg mit seinem immer zunehmenden Gewinn.

Wenig nur kümmerte der Vater sich um die kleine Else, die er oft tagelang nicht sah, die unter bezahlten Leuten aufwuchs und durch ihres Vaters mürrisch-strenges Wesen um die schönsten Jahre ihrer Kindheit gewissermaßen betrogen wurde.

Doch das Kind war nicht desto weniger zum schönen Mädchen, zur Jungfrau herangewachsen, und nun wandte das Herz ihres Vaters sich ihr zu. Voll Stolz blickte er auf die allgemein bewunderte, vielumschwärmte Tochter und ehrgeizige Pläne begann er für ihre Zukunft zu schmieden. Trotzdem traten Vater und Tochter sich nicht näher. Von Kindeszeit



Bäuerin: Schau', Gottfried! Warum lernen auch die Soldaten so lang auf einem Beine stehen?

Bauer: Daß wenn ihnen im Kriege ein's abgeschossen wird, sie nicht umfallen, sondern auf dem andern stehen bleiben.

auf gewöhnt, den Vater zu fürchten, konnte Else kein Vertrauen zu ihm fassen, dessen strenge Mienen selten nur die Zärtlichkeit ahnen ließen, welche er in der That für sein einziges Kind fühlte.

Else hatte sich gewöhnt, für sich allein zu denken, Niemand hatte sich je um ihr Herz, um ihr Seelenleben gekümmert, und so war sie eine träumerische, fast verschlossene Natur geworden.

Das große, prachtvoll eingerichtete Haus des Kommerzienraths sah die Aristokratie des Geldes und auch der Geburt in seinen glänzenden Räumen oft versammelt; man drängte sich um die schöne, reiche Erbin und Träger der besten, alt-adeligen Namen verschmähten es nicht, um Else zu werben. Allein die schöne Else verschmähte sie alle, denn endlich hatte ihr Herz sein Recht erhalten — sie liebte! — Was lehrt die Liebe sich an Stammbaum oder ehrgeizige Pläne?! — —

Else liebte einen armen, noch unbekanntem Künstler, einen Maler, den wir mit einem Pseudonym Max Steinberg nennen wollen. Er war noch jung und hoffnungsfroh; die Liebe des schönen Mädchens war ihm ein mächtiger Sporn. Er hielt seine Kunst hoch genug, um sie gegen den Reichthum Else's in die Waagschale zu werfen.

Max war anerkannt ein Maler von Gottes Gnaden. Zwar waren seine künstlerischen Leistungen bisher nur engeren Kreisen bekannt geworden, doch ächte Kenner und kompetente Beurtheiler hatten dem talentvollen Kunstjünger das beste Prognostikon gestellt. Er fühlte — ohne sich zu erheben —, daß sein Talent sich Bahn brechen werde. Wenn er dann sich einen berühmten Namen gemacht hatte, geehrt und bekannt geworden war, dann wollte er bei dem reichen, stolzen Vater offen um die Geliebte werben.

Mit diesen seinen Ideen stimmte auch Else überein und Beide glaubten mit Zuversicht an ihr künftiges Glück; weder Max noch Else hätten es für möglich gehalten, daß der Kommerzienrath einem anerkannten Künstler die Hand seiner Tochter verweigern würde.

So waren die Träume der Liebenden — sie ahnten nicht, wie hoffnungslos die Erfüllung! —

Da trat ein ernstlicher Werber um Else auf, ein Graf v. L. . . . Man wußte allgemein, daß er verschuldet sei, seine Güter sich im hoffnungslosem Zustande befanden. Auch Else's Vater wußte das. Allein der Gedanke an eine so enge Verbindung mit dem alten und berühmten gräflichen Hause, an die sozialen und geschäftlichen Vortheile, welche für ihn aus dieser Verbindung erwachsen mußten, hatte den sonst so kalt berechnenden, aber ehrgeizigen Mann berauscht; wie ein Geschäft hatte er die Angelegenheit in's Meine gebracht mit dem Grafen, ohne seine Tochter auch nur zu befragen. An einen Widerstand Else's dachte er einfach nicht.

Maßlos, furchtbar waren das Erstaunen und der Zorn des Kommerzienrathes, als seine Tochter fest und entschieden ihm erklärte, daß sie dem Grafen v. L. niemals ihre Hand reichen werde, als sie ihm als den Grund ihrer Weigerung ihre Liebe zu Max bekannte. Auf den Knien bat sie für diese ihre Liebe; doch ihr Vater blieb hart und streng; er hatte auf all' ihr Flehen, all' ihre heißen Thränen nur die kategorische Antwort: „Wähle zwischen ihm und mir! — Ich gebe meine Tochter und mein Geld nicht dem ersten besten — Tagedieb! — Werde sein Weib, ich werde Dir meine Einwilligung nicht ver-

weigern, aber Du hast dann aufgehört, mein Kind zu sein!“ —

Kalt und streng, mitleidslos, grausam selbst klangen diese Worte. In Else's Herzen riefen sie all' die Erinnerungen an ihre liebeleere Kindheit zurück. Bleich zwar, doch mit fester Entschlossenheit erhob sie sich und entgegnete, gewaltsam ihren Thränen gebietend, mit bebender Lippe:

„Nun wohl, Vater, hat Dein Herz keinen milderen Spruch für mich, dann habe ich gewählt: ich suche die Liebe, welche ich hier nicht finde, nie finden konnte, anderwärts. Dein Reichthum kann mich nicht glücklich machen. Leb' wohl, Vater! — Solltest Du jemals der Liebe Deines einzigen Kindes bedürfen, so komm' zu mir; bis dahin wirst Du mich nicht wieder sehen!“ —

Rasch und entschlossen, ganz wie ihr Vater handelnd, hatte Else das Vaterhaus verlassen. Eine Tante mütterlicherseits nahm sie bei sich auf, bis sie, nur wenige Wochen später, die Gattin Max Steinberg's wurde, der die Kraft in sich fühlte, für seine junge Frau zu arbeiten und ihr ein Heim der Liebe und Zufriedenheit zu bereiten. Der junge Künstler schaffte unermüdet. Sein erstes, größeres Gemälde machte Aufsehen; die besten Meister, die erfahrensten Kunstkritiker bewunderten das neue Talent. Der Name, den Else nun trug, ward in den weitesten Kreisen und sogar unter Steinberg's Berufsgeoffenen mit Enthusiasmus genannt. Die gelesesten Zeitungen kündeten seinen Ruhm und beschäftigten sich mit ihm als einen neuen Stern am Kunststernhimmel.

Auch Else's Vater hatte wiederholt von Max Steinberg — seinem Schwiegersohne — gelesen; er konnte sich nicht verhehlen, daß der junge Künstler zu den Auserlesenen gehöre; daß er eine große, vielleicht glänzende Zukunft vor sich habe; daß er mit Erwerb gesegnet und sein Name der berühmtesten einer werden müsse; daß es bald als eine Ehre gelten werde, in seinem Hause Zutritt zu haben — ja, daß es thatsächlich für ihn, den Kommerzienrath, eine Ehre schon jetzt sei, dieses geachtete Talent seinen Schwiegersohn zu nennen. — Doch kein versöhnlicher Gedanke kam ihm. Nichts in ihm sprach dafür, die vollendete Thatsache nachsichtig anzuerkennen. Stolz und eifersüchtig auf seinen Willen und die Willkür seines Vaterrechtes, konnte er es Else nicht verzeihen, daß sie ihn so brüsk verlassen, daß sie — vielleicht — ihn zu schnell und zu ernstlich beim Worte genommen hatte, um dem Manne ihrer Wahl und ihrer Liebe in die damals doch noch unsichere Zukunft zu folgen.

## Meteorologische Entschuldigung.

Es war eine Beleidigung für seinen Stolz, die Sicherheit seines mühsam erworbenen Reichthums gegen die bloße Neigung misachtet zu sehen. —

Jahre waren vergangen.

Wir kehren nach der nothwendigen Abschweifung jetzt zurück zu dem Eingangs erwähnten Weihnachtsabend und zu dem einsamen Manne hinter der breiten, hohen Spiegelscheibe.

Der Kommerzienrath war vom Fenster zurückgetreten. Er klingelte seinem alten, vertrauten Diener Wilhelm.

„Mache Licht, Wilhelm,“ sagte er dem Eintretenden.

Dann durchschritt er langsam, sinnend das große Gemach. — Zum ersten Male, heute am Weihnachtsabend, fühlte der strenge, alte Mann, wie verlassen, wie einsam er war trotz seines Reichthums, seiner Ehren und seines Glanzes.

Ein schönes Bild, das Portrait von Else's Mutter, zog mit unwiderstehlicher Gewalt die Blicke des Kommerzienrathes, auf sich. Dieses Bild hatte Else geküßt, ehe sie sein Haus unter Thränen verließ. Die freundlichmilden Züge mit den träumerisch sinnenden Augen schienen ihn flehend, bittend zu verfolgen. Umsonst suchte er seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben: immer wieder stürmte es auf ihn ein mit mehr und mehr überzeugender Gewalt, daß er zu hart gewesen; daß er nicht das Recht gehabt, sein Kind zu verfluchen, weil es sich nach der Theilnahme gesehnt, die es bei ihm — dem Vater — vergeblich gesucht, die er ihm nie gewährt hatte.

Dann kam ihm die Erinnerung an die Zeit seiner eigenen Liebe zu Else's Mutter — der so früh Dahingegangenen: sie hatte er über Alles geliebt und Nichts hätte ihn vermocht, sich von ihr zu trennen — selbst das Nachwort eines Vaters nicht! —

„Nein, selbst das Nachwort meines Vaters, hätte er damals noch gelebt, würde nicht im Stande gewesen sein, mich . . .“ —

Der Kommerzienrath unterbrach sich — er hatte laut gedacht und dabei sein eigenes Urtheil gesprochen. Wie ein ertappter Sünder sah er in diesem Augenblick aus.

Es gährte, es kämpfte und arbeitete in der Seele des reichen und doch so armen Mannes; immer



Frau: Schauen Sie einmal her, Milcherin, das Zeug soll Milch sein? Die ist ja so gelb.

Milcherin: Ja, Frau, das kommt daher, weil's in der letzten Zeit immerfort geregnet hat.

weicher, immer milder wurden seine kalten, strengen Züge und immer wieder ließ eine innere Stimme in ihm sich vernehmen, welche ihm zurief:

„Wenn Du jemals der Liebe Deines Kindes bedarfst, dann komm' zu mir!“ —

Der hellstrahlende Christbaum hatte mit der Erinnerung an seine frohe Kindheit und an die glücklichsten Tage seines Lebens im Herzen des so einsamen, alten Mannes die Sehnsucht nach Liebe wachgerufen. Erst jetzt dachte er daran, was er mit seiner Tochter verloren.

Noch kämpfte in ihm der alte Stolz mit der neuerwachten Liebe zu seinem einzigen Kinde, zu Else, dem alleinigen Vermächtniß der früh Heimgegangenen. Er fühlte, daß der erste Schritt zur Versöhnung von ihm ausgehen müsse, denn er war es ja gewesen, der sein Kind gezwungen, das Vaterhaus zu verlassen, indem er Else zwischen Liebe und — Gleichgiltigkeit oder kalter Berechnung die Wahl gelassen, ja sie thatsächlich verfluchen hatte.

Schon mehrmals hatte der Kommerzienrath die

Hand nach der Klingel ausgestreckt, doch immer wieder zog er sie zaghaft zurück: es wurde dem stolzen Manne schwer, als Bittender — und anders ging es ja nicht — vor seine Kinder hinzutreten.

Und doch mußte es sein! —

Immer finsterner, freudenloser und liebeleerer starrte die Zukunft ihm entgegen. Er war schon recht alt geworden, und so sehr er auch bemüht war, sich gerade und aufrecht zu erhalten — die Schwächen des Alters traten doch schon recht fühlbar an ihn heran: er sah sich krank, schwach und hinfällig, nur von seinen Leuten — bezahlten Dienern — umgeben. Für wen raffte er immer mehr und mehr Reichthümer zusammen; für wen konnte, sollte sein mühsames, arbeitsvolles Leben erspriesslich werden? — Für ihn selbst vielleicht, für die kurze spanne Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt sein würde? — Ohne Theilnahme für seine Leiden und sein Alter, ohne Liebe von Kind und Enkel stand er da! —

Enkel?! — Ja, er hatte Enkel und — hatte sie noch nicht gesehen — der reiche und doch so arme Mann! —

Haftig zog jetzt seine Hand an der Klingelschnur. Unmittelbar dannach öffnete sich geräuschlos die Thür und ein alter, schon ergrauter Diener in einfacher Livree trat ein.

Der Kommerzienrath hatte sich in einer dämmerigen Ecke des Zimmers in einen Lehnstuhl gesetzt, so daß der alte Wilhelm seine Züge nicht so deutlich zu erkennen vermochte. Zögernd sagte er:

„Wilhelm, weißt Du, wo — Else wohnt und — wie es ihr geht?“ — —

Ueber das Gesicht des Dieners zuckte ein Strahl heller Freude. Er war sein halbes Leben hindurch im Dienste des Kommerzienraths gewesen, hatte die kleine Else manchmal auf den Knien geschaukelt und für das „gnädige Fräulein“ stets die größte Anhänglichkeit gezeigt. Als sie damals das Haus verlassen, hatte er in seiner Entrüstung manches unehrerbietige Wort gegen seinen Herrn gesprochen; seiner altbewährten Treue und Anhänglichkeit hatte der Kommerzienrath das verziehen. Später hatte der alte Diener es nicht mehr gewagt, in Gegenwart seines Herrn den Namen der Verstossenen zu nennen. Wie freudig überrascht war er nun durch die Frage seines Herrn.

„Herr Kommerzienrath, verzeihen Sie mir, wenn ich ganz offen bin,“ sagte Wilhelm. „An meinen freien Tagen habe ich immer das gnädige Fräulein . . . — die junge Frau wollte ich sagen — besucht und sie war immer sehr freundlich und gütig gegen mich;

ihre erste Frage war aber immer nach Ihnen, Herr Kommerzienrath. — Und wie glücklich die jungen Leute sind! — Und die Else . . . — die junge gnädige Frau meine ich, Herr Kommerzienrath — ach! die ist so schön geworden als junge Frau, ganz wie ihre selige Frau Mutter; und die beiden lieben Kinderchen erst . . . . D, Herr Kommerzienrath, wenn Sie doch nur die hübschen Kinder und das schöne, glückliche Familienleben dort sehen könnten, Sie würden gewiß nicht mehr zürnen! — Und vom Großpapa wird immer gesprochen, und so viele Grüße und Küsse hat der kleine Egbert — das ist der älteste — mir für seinen lieben Großpapa mitgegeben . . . .“ —

„Egbert?“ fragte der alte Herr Leise, wie für sich.

„Ja, Herr Kommerzienrath, Egbert heißt der Prachtjunge — und er steht Ihnen auch recht ähnlich.“ —

Der alte Diener hatte den richtigen Ton getroffen, um seines Herrn hartes Herz zu erweichen, wenn es dessen noch bedurft hätte. Liefere Nührung kündeten die sonst so kalten Züge. Er schwieg, weil er fürchtete, dem Diener zu verrathen, wie sehr dessen Worte ihn ergriffen hatten.

Wilhelm fuhr daher ermuntert und dreister fort: „Und heute ist Weihnachtsabend, Herr Kommerzienrath! — Da wird wohl der kleine Egbert ganz gewiß seine Mama fragen, ob denn sein Großpapa dem Christkindchen gar Nichts für ihn und sein Schwesterchen mitgegeben hat, und . . . .“

Der alte Wilhelm schluchzte vernehmlich.

Der alte Mann war aufgestanden und trat vor seinen Diener hin.

„Du hast Recht, Wilhelm, ich will den Kindern durch Dich etwas schicken.“

Doch das war keineswegs nach des Alten Sinn. Er dachte, man müsse das Eisen schmieden, so lange es glühe.

„Warum wollen der gnädige Herr nicht selbst hingehen?“ fragte er. „Warum wollen Sie länger zürnen? — Denken Sie an die gnädige selige Frau, an die kleine Else, als Sie ihr den ersten Baum puzten . . . — an Ihre eigene Kinderzeit, Herr Kommerzienrath, und — sahen Sie doch hin zu den jungen Herrschaften und zu den lieben Enkelkindern; freuen Sie sich an dem Glück der Ihrigen. — Sie selbst, Herr Kommerzienrath, sind dort die allerbeste Bescheerung!“ —

Einen Moment noch kämpfte der alte Herr mit seinem Stolz, dann aber schien er alle Bedenken



überwunden zu haben und die so plötzlich erwachte Sehnsucht nach Else und deren Kindern gab den Ausschlag.

„So laß anspannen, Wilhelm — Du kannst mit mir fahren.“

Freudestrahlend, als wäre ihm das größte Glückselos zugefallen, ging der treue Diener schnell, den hochwillkommenen Befehl auszuführen.

was zu haben war. Der Wagen wurde so voll gepackt, daß kaum noch Platz für die Insassen übrig blieb. Der Kommerzienrath fühlte sich so glücklich und zufrieden, wie lange nicht, und sein sonst kaltes, einsames Herz klopfte nun fast ungethüm — er konnte den Augenblick des Glücks, der Versöhnung, kaum erwarten.

„Fahr' schnell, Heinrich!“ rief er dem Kutscher zu,



Vater! rief nun Else überglücklich und lag im nächsten Augenblick in den bebenden Armen des alten Mannes.

Ungeduldig durchschritt Kommerzienrath K . . . sein Zimmer; ohne Scheu hing jetzt sein Auge an dem Bilde seiner verstorbenen Gattin, die, sanft lächelnd, wie zustimmend auf ihn zu blicken schien.

Bald fuhr der bequeme Wagen vor: der Kommerzienrath stieg ein und ließ den alten Wilhelm auf dem Rückstz Platz nehmen. Schnell ging's durch die belebten Straßen hin; vor einem großen Spielwaarenlager hielt der Wagen; und noch einmal wie vor vielen Jahren suchte nun der Großvater — jetzt zum ersten Male seines Reichthums froh — für die Kinder seiner Tochter das Schönste und Beste aus,

und fort ging's so rasch als der lebhafteste Verkehr auf den Straßen es nur irgend gestatten wollte.

Endlich hielt die elegante Equipage mit den beiden blickenden Laternen vor einem zwar kleinen, doch recht komfortabel aussehenden und augenscheinlich nur von der einen Familie bewohnten Hause in einer stillen und vornehmen Straße der Außenstadt.

Oben strahlten die Fenster im hellsten Lichterglanze und Wilhelm sagte leise zu seinem Herrn: „Wir kommen eben recht, oben ist der Baum angezündet.“ —

Leise schritt der bepackte Diener seinem Herrn voran.

Das Dienstmädchen, welches öffnete, kannte Wilhelm und als es den alten Herrn erblickte, konnte es sich wohl denken, wer dieser sei. Das Mädchen führte die Angekommenen in ein großes Zimmer. Durch die Thüre, welche dasselbe von einem andern Zimmer trennte, ward dem alten Herrn ein Anblick, der sein Herz freudiger klopfen, seine Augen feucht machte: Da stand Else mit der kleinen Tochter auf dem Arm — das reinste Glück lag auf ihrem hübschen Gesicht. Neben ihr, die Hand leicht auf der geliebten Gattin Schulter gelegt, stand Max Steinberg. Vor den Eltern sprang — glücklich über die vielen Geschenke derselben — der blondlockige Egbert, bald ein Stück, bald ein anderes ergreifend, während das kleine Mädchen jubelnd auf dem Arm der jungen Mutter in seine kleine Händchen klatschte.

Wie bezaubert hing des alten Vaters Auge an der schönen Tochter und leise murmelte er: „Ja, sie ist der Mutter sehr ähnlich geworden!“ —

Auch von dem stattlich-schönen Manne mit dem idealen Künstlergesicht, der den bildhübschen Knaben jetzt hoch emporkiebt, um ihn die ganze Bescherung mit einem Blick übersehen zu lassen und ihm die Herrlichkeiten des Weihnachtsbaumes zu zeigen, konnte der Kommerzienrath kaum sein Auge abwenden, während die Kinder lauter und glücklicher jubelten und — nur den frohen Eltern verständlich — schwägten.

Das Ganze bot ein Bild des innigsten Glückes.

Der Gast war leise durch die offene Zwischenthüre getreten, bei dem Lärm der Kinder noch unbemerkt. Da

wandte sich plötzlich der Knabe zu ihm, und mit großen, erstaunten Augen gewahrte er den ihm fremden Mann; als er dann aber den mit Spielsachen beladenen, ihm wohlbekannten Wilhelm dicht hinter Jenem erblickte, da schien dem Kinderherzen ein Verständniß zu kommen.

„Sieh' Mama, da ist der Großpapa mit dem Christkindchen!“ rief er und versuchte seine Mutter am Kleide dahin zu ziehen.

„Vater!“ rief nun Else überglücklich und lag im nächsten Augenblick in den bebenden Armen des alten Mannes.

Subelnd ward er in den Familienkreis hineingezogen, und als er dem verkannten Schwiegersöhne nun die Hand reichte mit der Bitte: „Vergebt und vergeßt!“ — da war auch Alles vergeben und vergessen. —

Um sein Schluchzen zu verbergen, war der alte Wilhelm übergeschäftig, die schönen, reichen Geschenke des Großvaters auf dem Weihnachtstische zu plazieren; zwar geschah dies mit vor Freude zitternden Händen, doch er erreichte um so mehr seinen Zweck, als klein Egbert ihm treulich half und mit Entzücken die für ihn bestimmten Sachen anektirte.

In Thränen der Freude spiegelten sich die Lichter des Weihnachtsbaumes — ihr heller Glanz war es gewesen, der, vereint mit der Erinnerung, das Herz des strengen Mannes erweicht und erwärmt hatte, um es zur Milde und Versöhnung zu stimmen. —

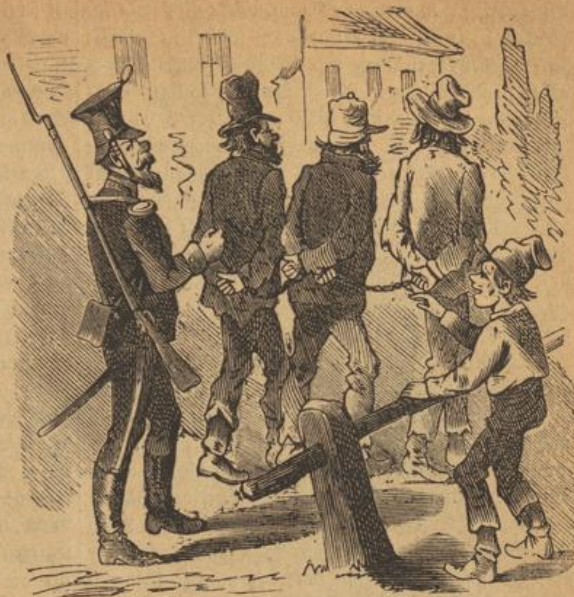
Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — —  
Annie Küster.

## Die Fischzucht.

Die guten alten Zeiten, wo einem die gebratenen Vögel in das Maul flogen, sie sind vorbei. Wenn es je irgendwo auf der Erde den Anschein nimmt, als ob sie wiederkehrten, so ist es jedesmal grobe Täuschung. Wie mancher in dem altersschwachen Europa hat mit Neid über die Wasser hinübergeschaut, als die ersten Nachrichten von den Goldfeldern aus Kalifornien, vom Kapland und aus Australien zu uns herüberdrangen. Aber wie viele sind schließlich reich geworden von diesen Goldsuchern? Der erste Entdecker des kalifornischen Goldes, der Schweizer Sutter, starb den Bettelstab in der Hand und schließlich waren es fleißige Landwirthe und Gewerbsleute, an welche das Gold aus der flüchtig bestehenden Hand der Abenteurer überging. Die jagdbesessenen Urväter

unseres Geschlechtes stellt man sich auch als solche Glücksmenschen dar, die nur so hinaus zu spazieren brauchten in den Wald, nachdem sie auf den Bärenfellen den Methrausch vom vorigen Abend ausgeschlafen und dann ohne Mühe Auerochs, Hirsch und Reh erlegten, den besten Bissen heraus schnitten und das übrige als Mahlzeit den Füchsen hinterließen. Aber auch diese Glückseligkeit ist außer Mode gekommen. Es hat sich den erstaunten Barbaren bald gezeigt, daß auf solche Weise in einer und derselben Gegend nicht fortgehaust werden kann. Sie waren, nachdem sie weite Striche verwüstet, ganze Thiergenerationen dort für immer ausgerottet hatten, gezwungen, in stetiger Wanderschaft als Nomaden von einem Jagdgrund in den anderen zu ziehen, und dies

solang, bis sie endlich einsahen, daß ein solches Raubsystem zu nichts führt als zum Ruin des Landes und zum eigenen Verderben. Ein Gleiches ist's mit der Ausbeutung des Waldwuchses. Die scheinbar urenigen Forste in ihrer ernststen Ruhe und andachtsvollen Stille — nicht ungestraft vergreift sich an ihnen des Menschen Hand. Die Raubwirthschaft in den Wäldern hat die Länder des Mittelmeerbeckens für immer einer ergiebigen Bewirthschaftung entzogen, und die Alpenländer Schweiz und Tirol büßen ebenfalls schwer die Sünden einer unvernünftigen Abholzung ihrer Berge. Ganz im selbigen Stil verfuhr auch die alte Landwirthschaft und verfahren noch die ersten Anstiedler auf dem jungfräulichen Boden der amerikanischen und australischen Gesilde. Erst ruinieren sie durch maßlose Ausbeutung des vorhandenen Humus ihren neueroberten Besitz, um dann später in ruheloser Sklavenarbeit unter unzureichender Düngung unzureichende Ernte zu erzielen.



Gassenbube: Da schau Einer her, is der Herr Brigadier auch noch Lumpensammler worden!

Ähnlich steht es mit der Ausbeutung des Fischreichthums nicht nur unserer Seen, Bäche und Flüsse, sondern selbst der Meere, denen man so gerne den Charakter der Unerlöschlichkeit beimißt.

Aus früheren Jahrhunderten liegen noch überall Bestimmungen der Gefindeordnung vor, deren Inhalt und heutzutage geradezu als Fabel erscheint. Was sollen wir darüber denken, wenn es als ganz allgemeine Vorschrift galt, daß es verboten war, den Diensthoten mehr als zweimal die Woche Salmen zu kochen, welche heute den feinsten Leckerbissen vornehmer Herrschaften bilden und z. B. im Sommer 1881 in den Gasthöfen wochenlang gar nicht aufzutreiben waren, während nebstbei überhaupt ein derartiger Mangel an jeglicher Fischart herrschte, daß man zeitweise nur in Blechbüchsen konservirte Fische auftragen konnte? Daran soll die Verunreinigung der Wasser durch Fabriken, Unrathskanäle, die Störung der Laichvorgänge durch Schifffahrt, Uferbauten u. dergl. allein die Schuld tragen. Mag da und dort eine solche örtliche Ursache zeitweise die Fischarmuth mitbegründen helfen, so ist dennoch gewiß richtig, daß wir dem in der Fischerei herrschenden Raubsystem die heutigen armseligen Zustände derselben verdanken. Wenn der Wald nicht von den Wirkungen der Stürme, sein Boden nicht vor

Austrocknung und Auslaugung geschützt wird, seine Ausbeutung nicht mit System und namentlich mit Rücksicht auf den Nachwuchs bewirthschaftet, wenn die Ackergrume Jahr für Jahr ohne genügenden Ersatz durch Düngung all ihrer Nährstoffe beraubt wird, so bleibt schließlich nichts mehr für eine künftige ersprießliche Vegetation übrig. Wenn das Jagdwild nicht gehegt und namentlich zur Brunstzeit und vor Raubthieren geschützt wird, wie soll es sich da in einem genügenden Stande erhalten? Die großen Jagdthiere des Meeres aus der Junst der Wallfische haben durch unvernünftige Raubzüge der Menschen in erschreckender Weise abgenommen, ebenso namentlich jene Fische, die zum Laichen Flüsse und Bäche aufsuchen müssen und auf ihrer Wanderung vom Meere dahin schonungslos zusammengefangen werden. Doch genug dieser so oft und doch so erfolglos gehörten Predigten. Alles Ernstes sind wir, wie in der Wald- und Landwirthschaft, so auch in der Fischerei gemahnt, Allem, was noch vom alten Raubsystem in unseren Betrieb sich fortererbt hat, ein für allemal zu entsagen und einem rationellen, nicht nur flüchtige einmalige, sondern regelmäßige und bleibende Erfolge versprechenden und garantirenden Betriebe uns zuzuwenden.

Und worin besteht dieser Betrieb? Wohl in erster

Linie darin, daß man den Baum nicht fällt, um seine Früchte zu ernten, die Henne nicht tödtet, um ein Ei zu erhaschen, daß man beim Fischfang niemals vergißt, so viel zu hegen und zu schonen, daß die Fortpflanzung der Fischarten und damit ihre Erhaltung gesichert bleibt. In zweiter Linie kommt dann die Beförderung alles dessen, was zur Fortpflanzung der Fischarten, zum üppigen Gedeihen des Nachwuchses erforderlich ist, und in dritter Linie gehört hieher die Versezung neuer rentabler Fischarten in passende natürliche oder künstlich angelegte Gewässer, welche an Fischarmuth überhaupt leiden oder zur Aufzucht von Fischen besonders geeignet sind.

Das Mindeste also, was man behufs Beförderung der Fischzucht verlangen kann, ist offenbar, daß man in die natürlichen Einrichtungen, die zur Erhaltung und Vermehrung der Fische dienen, nicht störend eingreift; daß man sich beim Fischfange keiner betäubenden Mittel bedient, daß man in der Laichperiode Schonzeit einhält, keine Fischbrut fängt, sondern den Fisch erst dann zum Gegenstand der Jagd macht, wenn er eine gewisse Größe erreicht hat, daß man in kleineren Gewässern das Zahlenverhältniß der Raubfische zu den andern Fischen nicht zu Gunsten der erstern sich verschoben lasse, daß man die Fischgewässer von jeglichen giftigen Zuflüssen freihält und die Ufer derselben nicht unnöthiger Weise in der Art verändert, daß die Laichplätze eingehen, daß man die Teiche beim Ablassen nicht ganz der Fische beraubt und ebenso in den beim Eintrocknen von Bächen zurückbleibenden Wassertümpeln die Fische schon, die sich dorthin zurückgezogen haben. Alle diese ersten und vordersten Gebote der Fischzucht sind negativer Natur und mit ihrer Befolgung ist noch nichts Außerordentliches, nichts Selbstthätiges für die Fischzucht geleistet. Bei der drohenden Verarmung der Gewässer an Fischen, bei den heutzutage unerbittlichen Gesetzen der Volkswirtschafts betrefßs rationaler Ausbeutung aller natürlichen Hilfsmittel einer Landschaft muß noch mehr geschehen, als nur soviel.

Wir müssen aktiv in den Lauf der Natur eingreifen, nicht nur Hindernisse der natürlichen Entwicklung beseitigen, sondern dieselbe nach allen Richtungen im Verhältnisse der Erfahrungen und Kenntnisse, welche wir über ihren Gang gewonnen haben, befördern, derselben, wie man sagt, unter die Arme greifen. Wir haben demnach nicht nur zur Verhütung der Entvölkerung der Fischgewässer in Ermangelung hinreichenden Nachwuchses daselbst erwachsene Fische, sondern auch Fischbrut einzusetzen,

sei letztere als Laich oder als entwickelte Brut andern natürlichen Gewässern entnommen oder in Fischbrutanstalten (siehe unten) erzogen. Dieses Versezung von Fischen betrifft bald solche, welche selber Gegenstand der Aufzucht und entweder schon längst in dem betreffenden Wasser eingebürgert sind, oder aber demselben bisher fremd waren und dort erst neu eingeführt werden sollen, oder es betrifft nur Fische, welche den aufziehenden Raubfischen als Nahrung dienen sollen. In allen diesen Fällen darf man sich selbstverständlich nicht von willkürlichen Annahmen, märchenhaften Sagen und Liebhabereien leiten lassen, sondern hat sich streng an die wissenschaftlichen Erfahrungen über die Lebensweise der in Frage kommenden Thiere zu binden; im andern Falle ist alle Mühe und jedes Geldopfer, daß man sich dabei kosten läßt, umsonst. So ist das Versezung von Hechten in Gewässer, welche edlere Fischarten enthalten, häufig sehr bedenklich. Erstens macht ihn seine Gefräßigkeit und sein schneller Wachstum zu einem sehr gefährlichen Feinde der letzteren; zweitens hält er diese vom Laichen ab, was für die Existenz der Karpfen in freien Gewässern häufig nachtheilig ist, während es in den Abwachteichen des Karpfenzüchters von Nutzen ist, da die dort befindlichen Karpfen nicht laichen sollen, sondern gewissermassen Mastvieh sind.

Ebenso werden manchmal in Forellenbäche kleine Fischsorten, wie Urigen, künstlich eingesetzt, in der wohlmeinenden Absicht, den Forellen dadurch Futter zu liefern. Abgesehen davon, daß die Wachforellen weniger von kleinen Fischen als von Insekten leben und die vermeintlich als Futter neu eingesetzten Fische ihnen nur in der Auffuchung der Nahrung Konkurrenz machen, kommt es auch vor, daß sich diese Futterfische an dem Laich und der Brut der Forellen vergreifen und die wohlgemeinte Absicht des Forellenzüchters gerade das Gegentheil von dem erreicht, was sie bezweckt: Zerstörung statt Bereicherung, Abbruch statt Aufbau!

Während die bis jetzt besprochene Art und Weise der Fischzucht sich nahezu so verhält, wie die Maßnahmen der Jäger zur Erhaltung und Pflege des Wildstandes an den natürlichen Standorten des Wildes, so gibt es eine zweite Art von Fischzucht, welche die größte Aehnlichkeit hat mit der Züchtung der Hausthiere im Stalle: nämlich die Erziehung des Karpfen, Hechtes, Zanders, Barsches, der Schleie, des Goldfisches, Dorses, der Forelle und des Saibling in Bach-, Fluß-, Duell- und Himmelsteichen (letztere haben nur Wasserzufluß durch Regen, Schnee und

durch bei trockenem Wetter versiegende Bäche). Da die Teiche im Gegensatz zu Seen künstliche, durch Stauung mittelst eines Dammes hergestellte Wasserbecken bilden, ist der Fischzüchter durch Auswahl des Bodens, wo der Teich angelegt werden soll, durch die ermöglichte Willkür im Zufluß und Abfluß des Fischwassers, durch die Auswahl der Fischarten, die den Teich bevölkern sollen, und durch die Möglichkeit, beim Abfluß des Teiches die Fische zu sortieren, hier jederzeit vollständig Herr der Situation. Die Hauptsache ist, daß stets reichlich Wasser zur Verfügung steht. In regelmäßigen Zeitabschnitten werden die Teiche trocken gelegt und der Teichboden sogar öfter für ein oder mehrere Jahre mit Kartoffel, Getreide, Futtergras, ja selbst mit Zuckerrüben und Hanf bepflanzt. Hierbei bildet der Teichschlamm einen werthvollen Dünger. Bei rationeller Teichwirtschaft werden die verschiedenen Teiche in verschiedener Weise benutzt; die einen zur Züchtung junger Fische, die andern für den Aufenthalt der heranwachsenden Thiere, die dritten, um aus den letzteren die markt- oder verkaufsfähigen Fische heranzuziehen.

Die alten Römer hatten für das Beginnen einer Arbeit den Ausdruck: „ab ovo“, d. h. wörtlich: „vom Ei an“, und wörtlich hat dies auch für die Fischzucht seine Gültigkeit. Erstens weicht die Natur bei fast allen lebenden Wesen bezüglich des Eies und der Samen von ihrer sonstigen Sparsamkeit ab und erzeugt sie in überreichem Maße, zweitens und wohl als Folge hiervon sind die Eier leichter und in größerer Menge zu gewinnen, als die junge Brut oder gar erwachsene Fische, und drittens sind die Eier mit viel geringeren Mühen und Kosten auf die weitesten Entfernungen zu transportieren, als die letztern. Ja, es ist geradezu Regel, den Fischtransport soviel wie möglich zu vermeiden und die Fischbrut so nahe wie möglich an dem Orte zu erzeugen, wo sie ausgesetzt werden soll. Fischeier werden theils an den Laichstätten, theils, und dies namentlich von den Chinesen, nach Regentagen in aufgeregten laichreichen Wassern mit eigenthümlichen Apparaten gesammelt, oder aber es werden in der Laichzeit erwachsenen Fischen die Rogen und die sogenannte Milch durch zartes Streichen in unterstehende Gefäße ausgedrückt. Diese befruchteten Rogen kann man nun direkt in Fischwasser aussetzen oder dieselben in eigens konstruirten viel-

## Eine neue Station.



Kondukteur: Bitte, wo fahren Sie hin?  
Professor (zerstreut): Nach Hause!

fächerigen Behältern, den sogenannten künstlichen Brutanstalten sich entwickeln lassen. Die letztere Manier heißt man „künstliche Fischzucht“ im engeren Sinne.

Es gibt dergleichen selbst von mittellosen Privaten eingerichtete Anstalten, wo namentlich Saiblinge und Forellen in kleinem Raume vom Ei an bis zur Marktfähigkeit gezogen und in der Regel in einem Alter von  $2\frac{1}{2}$ – $3\frac{1}{2}$  Jahren verkauft werden. Andere und selbst die Mehrzahl der künstlichen Fischbrutanstalten haben nicht die Bestimmung, den Fisch bis zur Marktfähigkeit zu erziehen, sondern sie sollen die Mittel liefern, um in künstlichen und natürlichen Gewässern, Teichen, Bächen, Flüssen und Seen den Fischreichthum zu befördern, die Zahl der natürlich dort vorkommenden Fische zu vermehren oder diese Gewässer mit neuen Fischarten zu bereichern.

Wenn trotz solchen fast überall und schon häufig in ein und denselben Gewässern wiederholt vorgenommene Versuche zur Vermehrung des Fischvolkes die

erwarteten Erfolge nicht immer eingetreten sind, so hat dies seinen Grund stets in dem Umstande, daß man die natürlichen Bedingungen, unter welchen allein die Vermehrung der Fische erfolgen kann, nicht beachtete. Bringt man nicht den rechten Fisch in's rechte Wasser, setzt man die Brut nicht an geeigneten Plätzen aus, wie sie sich die laichenden Fische selber zur Ablegung ihrer Eier auszuwählen pflegen, oder thut man dies zur Unzeit, wo die Brut ihre Nahrung nicht mehr findet, oder kämpft man nicht gegen gleichzeitige schädliche Verunreinigung der Gewässer, gegen schädliche Thiere und gegen die Raubfischei unverständiger und böswilliger Menschen, so ist alle Liebeshüh umsonst. Wird aber das Einsetzen von jungen Fischen in fischärmere Gewässer mit Sachkenntniß und Umsicht betrieben, so kann man auf sichere Erfolge rechnen. Auf solche Weise wurde der Lachsstand im Rhein und in der Oder merklich gebessert, zahlreiche Privatgewässer sind zu reichlich sich verzinsenden Kapitalanlagen geworden. Aber besonders in Nordamerika wurden neuerdings die auffallendsten Erfolge durch die Fischzucht erzielt. Man behauptete bisher nicht mit Unrecht, daß sich bei uns der Fischreichtum durch zunehmende Kultur verringere; daß aber neben hoher Kultur der Fischbestand der Gewässer erhalten, ja vermehrt werden kann, und daß es eine würdige und lohnende Kulturaufgabe, solches

zu erstreben, davon lieferte China, eines der bevölkerlichsten Länder der Erde, den vollen Beweis. Die Kunst, Fische zu züchten, ist den Chinesen seit uralter Zeit bekannt und wird von ihnen so allgemein und in so großem Umfang betrieben, daß dadurch sogar die Leistungen der Amerikaner in den Schatten gestellt werden. Allein schon das Sammeln von Fischbrut beschäftigt tausende von Menschen und Frachtschiffen. An einzelnen Handelsplätzen wurden im Handel mit Fischweibern Millionen von Mark umgesetzt. Und die Reichthümer liefern daselbst ländlichen Familien nicht nur alle Fische zu ihrer Ernährung, wobei sie, obschon sie überhaupt keine andere Fleischnahrung genießen, häufig noch einen ansehnlichen Baarbetrag von 500 — 800 Mark nach unserem Gelde als Nebenverdienst erzielen.

Und was lernen wir aus dieser langen Geschichte? Der Mensch ist zum Herrn gesetzt über alle Dinge auf dieser Erde. Uebt er seine Herrschaft mit Habsgier und Eigennutz, so setzt er sich selber ab von seinem Ehrenplatz; will er Herr bleiben, so muß er beständig arbeiten, lernen, Neues sich aneignen und die Welt nicht mit Gewalt, welche auch die Thiere besitzen, sondern mit Vernunft und Einsicht regieren, durch welche er vor allen andern Mitgeschöpfen ausgezeichnet ist.

## In Wassersnoth.

**A**uch das noch, wird der geneigte Leser denken, als ob man diese Jahre her nicht genug Wassersnoth gehabt hätte: hatten doch die Zeitungen fast nichts zu berichten, als von überschwemmten Feldern, weggerissenen Brücken, Häusern &c.; soll doch sogar, einer dunkeln Sage nach, das Wasser einem Schmiede selbst den Amboss fortgeschwemmt haben; von welcher Art Wasser es aber gewesen, davon schweigt die Geschichte. Der Wanderer will aber diesmal keine grauerregenden Szenen erzählen, wie durch Ueberschwemmungen der Wohlstand ganzer Provinzen vernichtet wurde; — im Gegentheil, unsere wahre Geschichte spielt in einer Gegend, in welcher Ueberschwemmungen rarer sind, als Sockeleier; sie hat allerdings auch von Wassersnoth zu leiden, aber von einer andern. Oder ist das nicht auch Wassersnoth, wenn man statt zu viel — zu wenig Wasser hat?

Aha! wird der geneigte Leser denken, jetzt geht mir ein Licht auf, der Wanderer meint jene Städte, (es war früher auch eine dabei, die nahe an den Ufern des Bodensees liegt) jene Städte also, wo die Leute Wasserleitungsrohren bis unter das Dach hinauf machen lassen, mit schönen messingenen Hähnen daran, und dann zeitweise froh waren, wenn ein dünner Thränenstrahl aus der Kellerröhre nach halbstündigem Warten ihren Kübel füllte?! — selbgeschossen! — Doch ich sehe schon, ich muß anders anfangen. Bekanntlich gibt es Ortschaften, die so angelegt sind, daß sie zeitweise das nöthige Wasser mit entsegllicher Mühe stundenweit herschleppen müssen; warum diese Dörfer, die oft in der Nähe von anmuthigen Thälern mit prächtigen Quellen liegen, nicht dorthin gebaut wurden, wo sie doch von Gottes- und Rechtswegen hingehören, das, lieber Leser, ist ein Räthsel, wie es so viele gibt; man könnte hier auch

den Satz anwenden, den einmal, ich weiß nicht welcher berühmte Narr ausgesprochen:

„Es ist doch gut, daß unser Herrgott die Flüsse gerade dahin geschaffen hat, wo große Städte sind, denn die se haben dieselben in jeder Beziehung am nothwendigsten.“

Umgekehrt könnte man in Bezug auf unsere obenbenannten Ortschaften sagen: Es ist gut, daß die Menschen die Dörfer nicht dahin gebaut haben und Quellen und Bäche sind, sonst könnten sie nicht immer wegen des ewigen Wassermangels rasonniren. Doch nun zu unserer Geschichte. Sie spielt in einem solchen Dorfe, wir wollen es Mostheim nennen, denn in seinem Gewanne wuchs eine Menge des herrlichsten Obstes, das größtentheils „vermosfet“ wurde, und Mostheim verdankte seine Berühmtheit lediglich seinem delikaten „Saft“; selbst die Bewohner der Residenz scheuten die drei Stunden Weges nicht, nur um sich einen kleinen Stips zu holen, der das Gute hatte, daß er nicht viel kostete und einem den Magen nicht verdarb, was auch etwas werth ist. Der ausgezeichnete Saft war, wie gesagt, das „Gute“ von Mostheim, die Rehrseite aber bildete sein stereotyper Wassermangel. Die Hausfrauen mochten dieses nothwendigste Naß noch so eintheilen, es half alles nichts, besonders in heißen Sommermonaten, da fehlte es sozusagen gänzlich. Jeden Abend wurde den Bürgern vom Polizeidiener ihr Deputat genau vorgemessen, in neuerer Zeit liter-, früher maßweise; zum Trinken brauchte es freilich niemand, höchstens einmal ein Kranker, aber zum Kochen, Waschen und Putzen (für das Letztere wurde allerdings, wie überall auf dem Lande, am wenigsten verwendet) und dann hauptsächlich für das Vieh, denn in Mostheim war die Viehzucht sehr im Schwunge.

Eines Tages, es war in der Heuernte, und kriminalisch heiß, sah man auf der Landstraße, die nach dem Dorfe führte, einen Handwerksburschen müde und abgespannt daher walzen. Die Sonne brannte glühend herab vom wolkenlosen Himmel und machte den Leuten, die sich mit dem Sammeln des Heues abplagten, fürchterlich warm. Auch dem Handwerksburschen liefen dicke Schweißtropfen am Kopfe herab, vergebens wischte er dieselben wieder ab, sie kamen immer von Neuem; ein unglücklicher Versuch, mit dem Taschentuch sich Kühlung zuzufächeln,



Flurschütz (zum Bauer, welcher einige Ferkel treibt): Heda, weiß Er nicht, daß dieser Weg nur für Fußgänger ist?  
Bauer (auf die Ferkel deutend): Na, ist das etwa reizende Gebirgsmarine?

wurde als erfolglos aufgegeben. — „Alle Wetter, wenn ich nur einmal in dem verdamnten Lumpennest wäre, hoffentlich gibt es hier einen ordentlichen Tropfen für meinen riesigen Durst; was wird meine Nase für Augen machen, wenn ich ihr so mir nichts, dir nichts, über den Hals falle.“ — Endlich kam das Dorf; unser Wanderer nahm eine strammere Haltung an und jetzt sah man auch, was er für ein prächtiger Bursche war. Etwas über Mittelgröße von schlankem, kräftigem Körper, mit einem gebräunten, aber offenen, freundlichen Gesichte und dunkeln, kurz geschnittenem Kraushaar. Die ganze Haltung, der militärisch zugespitzte Schnurrbart und die ein klein wenig krummen Beine verriethen den ehemaligen Dragoner, oder deutscher gesagt, den „Reiter“. Ueber der Kleidung trug er ein hellgraues Staubhemd. Ein wachstuchüberzogener Hut, hohe, derbe Stiefel und ein knorriger Wanderstab bildeten so ziemlich seine ganze Toilette; doch halt, hinten auf dem Rücken hing ein dicker „Berliner“, das heißt ein fest zusammengerollter Pack Kleidungsstücke, an dessen Endpunkten Riemen angebracht waren, die durch die Schlaufen des Tragbandes gezogen wurden; die Rolle war wie

gewöhnlich mit Wachsstück überzogen. Früher konnte man an der Farbe desselben oft das Geschäft des Trägers erkennen; so hatten z. B. die Schlosser einen grünen, die Schreiner und Wagner einen blauen, die Schmiede einen aus dem Schurzfell bestehenden Ueberzug u. s. w. Unser Geselle, der nach altem Handwerksbrauche wanderte, hatte einen hochgelben und gehörte demzufolge zur Zunft der „ehrfamen“ Gerber.

Im Begriffe in das erste Wirthshaus zu gehen, das den Anfang des Dorfes bildete, fesselte ihn eine allmächtig große Tafel, die an demselben angebracht war: „Betteln ist hier verboten! Das Orts-geschenk besteht aus einem Kreuzer und kann beim Mesimer abgeholt werden. Das Bürgermeisteramt.“ Er las es laut lachend. „Halt, dieses Geschenk holen wir! Da es aber bis zum Mesimer ziemlich weit sein wird, wollen wir uns den Weg bis dorthin mit Fächten vertreiben. Es ist allerdings das erste Mal in meinem Leben, aber ein richtiger Handwerksbursche muß fächten, überdies glaube ich ziemlich sicher zu sein, habe ich doch den Polizeidiener mit seiner Gehelfste und mit Heugabeln bewaffnet auf das Feld wandern sehen. Versuchen wir einmal unser Glück, vorwärts, klar zum Gesichte“ und er schob mächtig los von Haus zu Haus und stets animirt durch die zahlreich fallenden Pfennige.

\* \* \*

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß fast überall die Ortsvorsteher, heißen sie nun Schultheißen, Bürgermeister oder Stabhalter, fast überall sage ich, im Besitze eines ziemlich respektablen Körperumfanges sind, ja böse Zungen wollen behaupten, wenn ein Ort zwei Bürgermeister habe, so sei einer noch dicker wie der andere, was sich eigentlich ganz von selbst versteht. Der Bürgermeister von Mostheim machte von obiger Regel keine Ausnahme, nur war er etwas zu dick für seine geringe Größe, sozusagen kugelrund, runden Kopf, runde Glieder, runden Bauch, aber gutmüthig, wie alle dicken Leute, fast zu gutmüthig. Niemals verließ ein Trauriger sein Haus ohne Trost, kein Bettler und keine Bettlerin ohne Gabe und ein Fröhlicher wurde in seiner gastfreundlichen Familie noch froher; allerdings erlaubten ihm seine Mittel gegen sich selbst und gegen seine Nächsten eine „offene Hand“ zu führen. Hochgeehrt und geschätzt von allen seinen Bekannten, im Besitze einer für seine Verhältnisse nicht unbedeutenden Bildung wäre es ihm ein Leichtes gewesen, selbst einen Sitz im Land-

tage zu erobern, doch war er viel zu phlegmatisch, eine solche Ehre gebührend zu würdigen. „Habe mehr als genug an dem Amte eines Bürgermeisters und an meinem großen Untrieb und was noch das ärgste ist, wenn man eine solche wilde Hummel von einer Tochter zu erziehen hat, wie meine Bertha, da soll einem noch Zeit zur Politik übrig bleiben!“ In seinen Augen waren nämlich alle Mitglieder der Kammer „Politiker“. Mit dieser Bertha aber war es nun gerade nicht so schlimm. Ein lieberes und schöneres Mädchen war keines in Mostheim, kaum 18 Jahre alt, prächtig gewachsen, mit dunkeln, feurigen Augen und prachtvollem braunem Haar, das in zwei dicke Zöpfe geflochten frei über den schönen Nacken herabhing und deren breite Seidenbänder fast die Schuhe berührten. Freilich war es ein arg wildes Ding, voll Schelmenstreiche, dabei aber gutmüthig wie ihr Vater und brav und fleißig. Daß es ihr nicht an Freiern fehlte, ist natürlich, doch bis jetzt hatte noch keiner in ihrer Eroberung Fortschritte gemacht, höchstens hatte sie den einen oder andern ein wenig an der Nase herumgeführt.

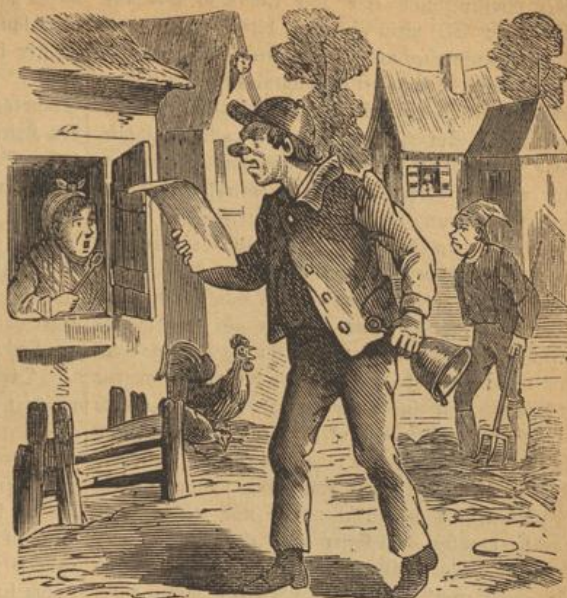
Am heutigen Tage war der Herr Vater in nichts weniger als guter Laune; schon in aller Frühe kam ein Verweis vom Amte, weil er einem armen Bäuerlein einen Zahlungsbefehl erst dann zustellen ließ, als er erfahren hatte, daß der Hauptgläubiger sich gegen Bürgerschaft bereit erklärte, von fernem Klagen Abstand zu nehmen. Die Zeit der Pfändung war bereits verstrichen, und das Bäuerle konnte vor Amt eidlisch behaupten, noch keinen Zahlungsbefehl erhalten zu haben, resp. erst dann, als der Bürgermeister selber zwischen ihm und dem Gläubiger vermittelt hatte. Auch machten ihm heute seine widerhaarigen Diensthoten viel Verdruß, die bekanntlich weniger auf viele Arbeit als auf großen Lohn sehen, und dazu noch diese greuliche Hitze, bei der selbst den Fliegen ohnmächtig wurde. Doch das Maaß seiner üblen Laune war noch nicht voll. Eben wollte er sich in der kühlen Kanzlei zu einem Mittagsschlafchen recht bequem in seinen alterthümlichen Lehnstuhl setzen, als der Polizeidiener hereintrat und einen Handwerksburschen vor sich herschob. — „Habe den Kerl soeben beim Betteln erwischt; ich dachte mir gleich, daß er nicht sauber ist, als ich ihm auf der Landstraße begegnete, bin extra vom Heuen weggelaufen, um ihn so rasch als möglich abfangen zu können, und hier ist er.“ — „So, so, haben Sie denn nicht gelesen, daß es hier ein Orts-geschenk gibt?“ „Doch, doch, Herr Bürgermeister,“ und ein feines Lächeln umspielte den Mund des De-



linquenten. — „Und Sie haben doch gebettelt?“ — „Nein, nicht gebettelt, bloß gefochten, um den Weg zum Meßmer anständig auszunutzen; es wäre wirklich schade gewesen, wenn ich die vielen schönen Häuser bis dorthin unangefochten passirt hätte.“ — „Was, Sie wagen noch mich zu foppen,“ sagte zornbevend der Bürgermeister, er fühlte sich in seiner Standesehre gekränkt und hiemit war seine Achillesferse berührt. „Marsch, mit dem Kerl in's Loch und zwar 24 Stunden bei Wasser und Brod, ich will ihm sein freches Benehmen gegen einen regierenden Bürgermeister schon versalzen.“ — „Aber,“ wagte der Polizeidiener zu bemerken, „der Arrest ist ja ganz voll Holz und Torf, man kann doch nicht alles wieder herauswerfen wegen des lumpigen Vagabunden!“ „Ah, so, richtig, voll Holz, nun das thut nichts, so sperrt ihn einstweilen in die große Kammer im untern Stock, die hat eiserne Vorhänge und eine eichene Thür, da kann er nicht wohl ausreißen, marsch, fort mit ihm.“ In fünf Minuten saß unser Held einsam und alleine im Trocken auf einer alten Kiste, an einem alten wurmfressigen Tische, in einer alten Kumpelkammer und dachte über seine Lage nach. Er schien dieselbe aber nicht sehr ernst anzusehen, denn ein heiteres, verzognütes Lächeln verschönte noch sein hübsches Gesicht, war doch der Bürgermeister der beste Freund seines kürzlich verstorbenen Vaters, die Frau Bürgermeisterin Geschwisterkind zu demselben, also seine leibliche Base, und er der einzige Sohn des nun Verbliebenen, des Gerbermeisters und Stadtrathes Lohmeier in Freuenstadt, barg seine Tasche gute Schriften und Geld genug, um anständig reisen zu können, hatte er doch nur aus Uebermuth gefochten. — So verstrich eine — zwei Stunden, niemand sah nach ihm, und doch quälte ihn ein ganz entsetzlicher Durst. — „Heda! Ich bitte um mein Wasser und Brod,“ rief er wenigstens zehnmal durch's Schlüsselloch in den Gang hinaus. Endlich und endlich hörte er Schritte, dann ein Krabbeln am Schloß, zuletzt das für einen Gefangenen so wohlthuende Geräusch wenn ein Schlüssel im Schlosse herumgedreht wird, jetzt öffnete sich die Thür und der junge Mensch schaute sprachlos in das wunderhübsche Gesicht eines jungen Mädchens. Auch dieses wurde einigermaßen verwirrt, obgleich es nicht zu den Schwach-

## Schredlich.

(Eine wahrhafte vaterländische Begebenheit).



Ausfcheller: Wer einen Hund herrenlos herumlaufen läßt, wird mit zwei Mark bestraft — und nach einigen Tagen getödtet.

nervigen gehörte; aber da ihm die Magd gesagt hatte, man habe einen bildsaubern Handwerksburschen in die Kumpelkammer gesperrt, war es neugierig geworden, ihn kennen zu lernen, und setzte es bei ihrem Vater durch, daß es, anstatt der hierzu kommandirten Magd, ihm seine Ration bringen dürfte. Als Reserve stund letztere mit einem Besenstiel bewaffnet Schildwache. Nachdem sich die beiden nun eine Weile angestaut, hielt es Bertha an der Zeit, das Schweigen zu brechen. „Hier haben Sie Speise und Trank und — und wohl bekomms!“ „Danke schön; aber wie kommt es mein Fräulein, daß hier, statt des mir verschriebenen Wassers eine so große Flasche voll Most steht? Habe ich das Ihnen oder der Güte Ihres Herrn Vaters zu verdanken?“ — „Ja, wissen Sie,“ antwortete unüberlegt das sonst so resolute Mädchen, „wir haben hier kein Wasser, sonst hätten Sie schon solches bekommen.“ Also das war's! Kein Wasser. Wir müssen nun leider gestehen, daß sich der junge Mann schwer gekränkt fühlte; wie gerne hätte er der schönen Bertha

zu lieb ein ganzes Faß Most getrunken, wenn er es ihrer Güte zu verdanken gehabt, aber so?! Nein! lieber Wasser, und eine Idee keimte in ihm auf. „Dürfte ich Sie, mein Fräulein, bitten, diese Flasche wieder mitzunehmen und mir den Herrn Bürgermeister herbeizurufen?“ sagte der Gefangene in einem hohen, stolzen Tone, so daß das Mädchen überrascht aufsaß. Eine solche Sprache war ihr, der alles huldigte, fremd, auch konnte sie sich nicht zusammenreimen, warum er sie auf einmal so kalt, so entsetzlich kalt angesehen hatte, und bei ihrem Eintritt so lieb, so bis in's Herz hinein, und er war so schön, wenn er auch ein Handwerksbursche war, und wie er sich so nobel ausdrückte — er muß von rechtem Hause sein, wenn er auch gebettelt hat, das thun ja alle Handwerksburschen. Doch auf einmal fiel ihr ein, daß sie noch immer unter der Thüre stand, und daß der Gefangene noch immer auf eine Antwort wartete. Woher doch einmal die dummen Gedanken, fort damit und hoch aufatmend sagte sie mit möglichst ruhiger Stimme: „Ich werde meinen Vater von Ihrem unbegreiflichem Benehmen in Kenntniß setzen“ — und wie ein Blitz war sie draußen, im Eifer nicht einmal die Thüre schließend. Doch unser Held merkte es nicht; sinnend hing er seinen Gedanken nach, um gleich darauf durch die Stimme des Ortsvorstehers geweckt zu werden. — „So, also der Most ist ihm nicht gut genug, soll ich dem Landstreicher am Ende Champagner serviren lassen?“ — „Nein, mein Herr, ich will keinen Most und keinen Champagner, ich will nur Wasser; ich bin zu Wasser und Brod verurtheilt und verlange das mir Zukommende in ausreichender Menge und unverdorbenem Zustande.“ „Wa — wa — was?! Wasser wollen Sie? Wasser — aber wir haben ja gar keines, überdies hat der Polizeidiener den Schlüssel zum Reservoir im Sack, und wo ihn finden! Ich wenigstens habe keine Lust auf allen Wiesen herumzutappen und ihn zu suchen.“ „Und ich erkläre Ihnen hiermit auf das Bestimmteste, entweder Sie lassen mich sofort frei, oder liefern mir das Verlangte augenblicklich, widrigenfalls ich mich in kürzester Zeit bei geeigneter Stelle über Amtsmißbrauch, ungenügende Verpflegung und eigenmächtige Abänderung meines Urtheils beschweren werde. Sollten Sie mich ohne Wasser noch länger eingesperrt halten, so schreie ich so lange „Furio“ bis die ganze Gemeinde versammelt ist und ich Ihr —“ „Aber so nehmen Sie doch Vernunft an, Sie sind wahrhaftig der Erste, der meinen ausgezeichneten Saft zurückweist und Wasser verlangt; eine solche wahnsinnige Idee ist mir noch nie

vorgekommen! Sind Sie denn krank?“ „Oh nein, ich habe bloß Durst, ganz entsetzlich Durst, das ist meine ganze Krankheit, und ohne Wasser halte ich es nicht länger aus.“ Verlegen kratzte sich der Bürgermeister in seinen wenigen Haaren, er wußte keinen Rath; einerseits das Oberamt, anderseits seine Standeslehre, nur um Zeit zu gewinnen, spielte er den Krieg in das feindliche Gebiet hinüber. — „Wo haben Sie Ihre Schriften?“ ergriff er mit einemmale die Offenstve. „Meine Schriften? — Aber die beziehen sich doch nicht auf meinen Durst.“ — „Ich frage, wo Sie Ihre Schriften haben“, fragte er nochmals schon halb und halb triumphirend, denn wenn dieselben fehlten, konnte er den Arrestanten durch einen Landjäger ohne Weiteres auf das Oberamt abführen lassen, er glaubte völlig Herr der Situation zu sein.

„Obgleich ich eigentlich, wie ich glaube, nicht verpflichtet bin, noch nachträglich meine Schriften abzugeben, will ich Ihnen doch den Gefallen thun,“ und unter dem Staubhemde eine elegante Ledertasche hervorziehend, die er öffnete, übergab er dem Bürgermeister sein Wanderbuch. Kaum warf dieser einen Blick in dasselbe, als ein heiteres Lächeln seine dicken runden Züge verklärte; „Was! Sie — Du heißest Lohmeier, aus Freuentadt, der einzige Sohn meines Schwagers, und ich Gfel habe Dich — Oh, Kreuz Donnerwetter, wie konntest Du mich durch Deine Dummheiten so aufregen, das ist unverantwortlich, ganz unverantwortlich. Aber wart, Du sollst es büßen! Heda, Bertha! Wo steckt denn das Teufelsmädel“, doch die war merkwürdig bald da — und der Herr Papa besorgte in liebenswürdigster Weise die Vorstellung. „Begrüße hiemit in diesem Bummel, der uns so heillos zu schaffen machte, den einzigen Sohn Deines Veters, mache mit ihm, was Du willst, umarme ihn oder schimpfe ihn aus — aber wo warst Du denn immer, daß man so lange nichts von Dir gehört hat? Wir glaubten Dich todtgeschossen!“

„Nein, ganz todt nicht, aber ein höchst unnütziges Loch haben mir die verfl. . . . Franzosen doch in meine Haut gemacht, das mich lange Zeit an's Schmerzenslager fesselte; doch wurde ich wieder tüchtig zusammengeflückt, ging nach meiner Entlassung in die Fremde und kehre jetzt heim, um mein Geschäft selbständig umzureiben, und nur der Wunsch, Euch zu sehen, ließ mich den Umweg über Mosheim machen. — Aber wo ist denn die Base?“ „Die ist leider vorigen Herbst nach langem Leiden gestorben,“ — und eine ernste Pause folgte dieser schmerzlichen Eröffnung. „Doch nun hinaus aus dem miserablen Loch an's fröh-

liche Tageslicht, und zur Feier des Wiedersehens wollen wir einmal ordentlich trinken, aber kein Wasser! Hoffentlich wirst Du meinen Wein nicht verschmähen, wenn Dir der Most nicht mehr schmeckt.“ — „Nein, jetzt nicht mehr, aber das bedinge ich mir aus, Bertha muß dabei sein,“ was sie auch schalkhaft

stusl, vor sich ein Glas Wasser. „Sind Sie denn krank?“ fragte erschreckt der eintretende Polizeidiener. — „Krank gerade nicht, aber das viele Trinken und besonders der schwere Wein haben mich arg mitgenommen, auch das viele Essen mag Schuld an meiner miserablen Stimmung sein.“ — „Ja, ja, weiß schon,



Der Herr Papa besorgte in liebenswürdigster Weise die Vorstellung.

lächelnd versprach. Fröhlich plaudernd nahm die Gesellschaft in dem hübschen Wohnzimmer Platz und ein lustiger Abend beschloß den ereignisvollen Tag.

Sollen wir noch verrathen, daß die beiden jungen Leute Gefallen aneinander gefunden haben? es wird fast nicht nöthig sein, der geneigte Leser wird bereits so etwas gemerkt haben, und nach einem halben Jahre kam der Handwerksbursche wieder, diesmal aber in einem stotten Einspänner, um sich seine Braut zu holen, und in Mostheim gab es eine Hochzeit, wie seit Menschengedenken keine zweite war; das ganze Dorf freute sich über das prächtige Paar und half das Fest wacker verherrlichen, wobei fürchterlich viel getrunken und gegessen wurde. Am vierten Tage saß der Bürgermeister schwermüthig in seinem Lehn-

stuhl, kenne das vom Militär her, hab' oft Kagenjammer g'habt, aber nicht vom guten Wein und köstlichem Essen — was ich noch fragen wollte? war der Hochzeiter nicht jener lumpige Handwerksbursch, der dazumal — Sie wissen ja — er sieht ihm ganz verflucht ähnlich.“ — „Freilich war er's.“ — „Und einem solchen Bagabunden haben Sie Ihr Mäd'el angehängt?“ — „Ja, das versteht Ihr nicht, es gibt eben allerhand für Handwerksburschen und der Hochzeiter war so ein Allerhand. Uebrigens bin ich ganz glücklich, will aber doch wegen unfremem Wassermangel nochmal einen Bericht an die Regierung machen, ich fürchte, wenn die Geschichte herauskommt, wird unser Ort schmäählich von Bagabunden aller Art heimgesucht, die alle auf Most reflektiren, wenn man sie ein-

sperret, und dazu, glaube ich, haben wir unsern Most nicht. So und nun laßt mich heute mit allem was Dienstsache ist in Ruhe, und halte's Maul von der Geschichte mit unserer Wassernoth.<sup>4</sup> Der Polizeidiener hat allerdings sein Maul gehalten, aber es ist eben doch herausgekommen, und wie man sich so erzählt, soll es die hübsche junge Gerber'sfrau in Freuenstadt bei der Taufe ihres Erstgeborenen und im Taumel ihres jungen Mutterglückes ausgeplaudert

haben, und ist sie also selber schuld, daß die Sache an den Tag gekommen. — In Mostheim sind gegenwärtig Ingenieure beschäftigt, um dem Wassermangel gründlich abzuhelfen, und die Resibenzler fürchten, daß der Most künftig nicht mehr so gut sein werde, denn wenn einmal Wasser genug da ist, so findet es überall hin einen Weg, sogar in die Fässer, und dort steht eigentlich der Wanderer die Wassernoth am liebsten — und der geneigte Leser wohl auch.

## Von den Weltbegebenheiten.

**B**eginnen wir mit einem der allerbedeutungsvollsten Ereignisse des laufenden Jahrhunderts:

Am 1. Juni 1882 wurde die Gotthardbahn in ihrer ganzen Ausdehnung dem öffentlichen Verkehr übergeben. Das große Werk, das in 10 Jahren mühevoller Arbeit vollendet wurde, steht würdig der nordamerikanischen Pacific-Bahn, dem Suezkanal, der Durchbohrung des Mont-Genis und der Legung der transatlantischen Telegraphen-Kabel zur Seite. Das Baukapital beträgt zirka 230 Millionen Franken, die Länge des gesammten Bahnnetzes 240 Kilometer. Die Hauptlinie Immensee = Chiasso zählt nicht weniger als 53 Tunnel und 222 Brücken durchweg in Eisenkonstruktion. Die höchste Zahl der Arbeiter auf der ganzen Bahnlinie wurde im August 1880 mit 17658 Köpfen erreicht. Die Löhne wechselten von 2—6 Fr. auf den Tag und Kopf. — Nächst den Arbeitern verdankt man die Erfolge bei den Tunnelbauten vorzugsweise den verbesserten Bohrmaschinen, deren etwa 88 in Thätigkeit waren und welche durch zusammengedrückte Luft in Bewegung gesetzt wurden. Die Luftzusammenpressung wurde am Eingang und Ausgang des großen Tunnels durch die Wasserkraft der Flüsse Reuß und Tromola, welche je über 4 Turbinen geleitet worden waren, besorgt.

Die außerordentliche Bedeutung der Gotthardbahn für den mitteleuropäischen Verkehr erhellt am besten aus der Erwägung, daß die Fahrzeiten Berlin = Mailand um zirka 5, Köln = Mailand und Hamburg = Mailand um mehr als 11 und Frankfurt = Mailand um mehr als 9 Stunden gegen früher abgekürzt sind. Aber noch bedeutender als zu Mailand, werden sich in der Folge die Beziehungen Mitteleuropas zu Genua, der wichtigsten Handelsstadt Italiens gestalten, dessen Gesamthandel jährlich einen Werth von nahezu einer halben Milliarde Franken repräsentirt. Deutschland ist jetzt diesem Handelsplatz, der durch vorzügliche

Dampferlinien mit den übrigen Mittelmeerstationen, der Levante, Ostindien, Java, so wie auch mit Südamerika verbunden ist, erheblich näher getreten und es wird nicht ausbleiben, daß die Handelsstraße zwischen dem Orient und Nord- und Südeuropa, welche sich vorwiegend über Venedig, Triest und Marseille bewegte, zum großen Theil mit der kürzeren und schnelleren Schienenstraße durch den Gotthard zusammenfällt. — Doch, liebster, bester Leser! — dafür ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: Kaum ist der Jubel über die Eröffnung der Gotthardbahn, kaum sind in Luzern die Worte der Völkerverbrüderung, die in Mailand lautgewordenen Phantasten vom ewigen Frieden verklungen; kaum hat die Technik die natürlichen Schranken des freien Verkehrs zwischen Nord und Süd zu beseitigen sich bemüht, so droht Italien mit Erhöhung seines Zolltarifes, der erst seit 4 Jahren in Kraft ist. Seit Deutschland dem Schutzzoll verfallen, sind die Zollerhöhungen ringsum zur Epidemie geworden. Deutschland hat seine Nachbarn angesteckt. Aber was soll schließlich aus dem Weltverkehr werden im Zeitalter des Dampfes und der übrigen großen technischen Fortschritte, wenn einer den andern durch neue Verkehrshemmnisse zu übertrumpfen sucht? Diese allseitigen Uebertreibungen werden und müssen sich übrigens von selber rächen und beweisen auf's Klarste die völlige Nutzlosigkeit des Schutzzollsystems: wenn alle Staaten durch Zölle ihre Industrie konkurrenzfähiger machen wollen, wo bleibt dann der Nutzen einer derartigen Politik für den Einzelstaat? Das schließliche Ergebniß dieser neumodischen Beglückungstheorie kann doch nur die endliche Absperrung der einzelnen Länder und Völker von einander sein!

Von Naturbegebenheiten reißt sich an die vom letztjährigen Wanderer gemeldeten Verwüstungen durch Erdbeben dieses Jahr die Verschüttung des Dorfes Elm im Kanton Glarus durch Abrutschung

des Plattenberges aus einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß, mit einer Längenausdehnung der Schuttmassen im Thale von 20—25 Minuten und einer Breite von 7—10 Minuten. Es bewegten sich süblich vom Dorf Elm Wald und Boden wie ein vom Sturm aufgeregtes Roggenfeld, dann stürzt der Wald in die Tiefe und gleichzeitig der mächtige Felskoyf über dem Schieferbergwerk des Plattenberges Wie eine ungeheure Lawine flog der in Staub und Trümmer aufgelöste Berg mit rasender Schnelligkeit durch die Luft. Die mächtigen Aorne und Häuser brachen vor der fliegenden Steinmasse wie Grasshalme zusammen. Alles in der Bahn des Sturzes Befindliche war rettungslos verloren und die, welche zu Hilfe eilen wollten, wurden vom Windzuge erfaßt und niedergeschlagen oder durch die Luft getragen, wieder abgesetzt und dann vom nachdonnernden Felsenmaterial verschüttet. Den Tod fanden etwa 120 Personen, und 30 Wohnungen wurden zerstört. Der Schaden ist unberechenbar. Eine sehr reiche Spende aus allen Ländern Europas wurde den überlebenden Beschädigten zu Theil.

Knüpfen wir hieran noch eine andere traurige Begebenheit, welche hoffentlich nicht ohne folgenreiche Bedeutung für die künftige Sicherheit der Schauspielhäuser sein wird.

Das Ringtheater in Wien brannte Donnerstag den 8. Dezember 1881 Abends 7 Uhr vor Beginn der Vorstellung bei gefülltem Hause in wenigen Minuten nieder, wobei über 400 Menschen den unfreiwilligen Feuerob fanden; noch keiner der vielen Theaterbrände war auf so grauenvolle entsetzliche Weise mit dem Verluste so vieler Menschen verknüpft. Es hat sich allerdings in der Folge erwiesen, daß auch die für Brandfälle vorgeschriebenen Sicherheitsmaßregeln in leichtfertiger Weise hier außer Acht gelassen und die Wiener Polizei sowie die Feuerwehr ihre Pflichten bei solchen Eventualitäten weder genügend kannten, noch erfüllten. Uebrigens ist es an der Zeit, von nun an diesen und ähnlichen fürchterlichen Ereignissen durch außerordentliche Maßregeln vorzubeugen. Von Jahr zu Jahr nehmen sie zu. In den letzten 7 Jahren sind durchschnittlich 13 Theater jährlich zusammengebrannt und es gehört allmählig sogar Muth dazu, bei gefülltem Hause einer Vorstellung beizuwohnen.

Es ist seit Jahrzehnten eine seltene Ausnahme, wenn nicht alljährlich die Weltgeschichte Reibungen zwischen Europa und den benachbarten Türkenstaaten zu verzeichnen hat. Auch im verfloffenen Jahre begann wieder ein drohendes Ge-

witter, dessen Ende und Folgen für den Frieden Europas noch ein Räthsel sind. Der Schauplatz liegt im Nillande, wo der ausländischen Einmischung in Finanz- und politische Angelegenheiten eine sogenannte Nationalpartei entgegentrat mit dem Wahlspruche: Egypten für die Egyptianer! Leider war die treibende Kraft dieser Partei das Militär und hauptsächlich verschworene Offiziere, Arabi an der Spitze und ihre Zwecke waren andere als die friedliche und freiheitliche Entwicklung des Landes. Die von ihnen angezettelte Revolte bedrohte Leben und Eigenthum nicht nur der Europäer, sondern selbst die Person des Vizekönigs. Die Westmächte stunden mit Arabi nicht unfreundlich, bis sie die leicht voraus zu sehende Wendung der Dinge zu Ungunsten des europäischen Elementes gewahrten. Da endlich fanden sie die Absendung eines Kriegsgeschwaders vor den Hafen von Alexandria angezeigt, doch kam dasselbe ohne eigentliche Truppen und als am 11. Juni, einem schwächlichen Tage für die europäische Diplomatie, die Europäer schaarenweise und wehrlos von den Egyptianern angegriffen und massakrirt wurden, schwiegen die Kanonen der Westmächte. Es folgte die Massenauswanderung der Europäer aus Egypten und die Flucht des Vizekönigs. Zweierlei mußte nun zur Wiederherstellung gesetzlicher Zustände daselbst geschehen: erstens die Sprengung der Militärpartei unter Arabi und zweitens die Anwendung der Waffengewalt, ohne welche der erste Punkt nicht zu erreichen war.

Inzwischen war eine europäische Konferenz wegen diesen Angelegenheiten in Konstantinopel zusammengetreten. — Ihre Beratungen waren resultatlos angesichts der Bedrohung des Lebens von tausenden von Europäern, angesichts der Bedrohung selbst der Ruhe Europas in Folge der Intriguen unter den europäischen Mächten, deren Tummelplatz Egypten jetzt geworden war. Als endlich durch die Bewaffnung der Forts von Alexandria selbst die Flotte der Engländer vor dieser Stadt bedroht wurde, riß diesen der langgesponnene Faden der Geduld und ohne sich um die übrigen europäischen Mächte zu kümmern, schritten sie zum Bombardement und zur Zerstörung Alexandrias. Möge der hiedurch entzündete Brand auf die Ufer des Nils beschränkt und bald wieder gelöscht werden.

So betäubend seit langer Zeit das Bild ist, welches Rußland dem politischen Beobachter bietet, so ist es doch des letztern Beruf, immer und immer wieder sein Auge auf diesen Staatenkoloß zu werfen. Es sind noch nicht zwei Jahre verflossen seit dem fürchterlichen Attentat auf Alexander II. und der Thronbesteigung

Alexanders III. Man glaubte allgemein, daß hiemit ein Wendepunkt in der Geschichte Rußlands eintreten werde. Man hielt eine Aktion nach Außen, die besonders gegen Deutschland die Spitze lehren würde, für nicht unwahrscheinlich. Diese durch das Vorleben des jetzigen Zaren begünstigte Anschauung hat sich nicht bewahrheitet, es hat sich vielmehr gezeigt, daß der letztere nicht Anhänger einer bestimmten Politik ist, sondern sich von den Strömungen des Tages und vom Einfluß seiner Umgebung bestimmen läßt und man es mit einem unberechenbaren Faktor zu schaffen hat, der für das Ausland gerade deshalb nur von um so größerer Gefahr ist. Im Innern hat er mit den überlieferten autokratischen Prinzipien nicht im mindesten gebrochen und von einem Einlenken in freisinnigere Bahnen, von den erwarteten Reformen ist nicht die Rede. Die Staatsordnung wird hiedurch nicht nur nicht befestigt, sondern noch mehr gelockert und die längst bestehende Unzufriedenheit aller Staatsbürger auf's Aeußerste getrieben. Wohin diese Dinge treiben, wissen die Götter!

Trotz dieser trostlosen innern Zustände Rußlands finden seine Staatsmänner und politischen Agenten Zeit, im Auslande zu wühlen, wozu ihnen die südslawischen, durch Religion und Rasse verwandten Staaten die geeignetste Operationsbasis abgeben. Eine derartige, von den Panflavisten geleitete Unternehmung war der Aufstand in der von Oesterreich okkupirten Herzegowina. Den äußeren Anstoß zu demselben gab die Einführung des österreichischen Wehrgesetzes. Trotz der schweren Zugänglichkeit des Insurrektionsbezirks und der gegenüber der Insurrektion zweideutigen Haltung der angrenzenden Länder gelang es den österreichischen Truppen ohne größeres Blutvergießen wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Was Tapferkeit, Ausdauer und humanes Verhalten anbetrifft, gebührt diesen wackeren Truppen das höchste Lob.

Wenn auch im Allgemeinen Höflichkeitsakte zwischen den gekrönten Häuptern, für den Gang der Weltgeschichte wenig zu bedeuten haben, so läßt sich der in den Tagen vom 27. bis 31. Oktober 1881 stattgehabte Besuch des Königs Humbert von Italien in der Hofburg zu Wien doch nicht mit Stillschweigen übergehen, denn er bedeutet einen Fundamentallumfschwung in der auswärtigen Politik Italiens. Es tritt damit an die Stelle der Politik der Unabhängigkeit und der freien Hand für Italien die Politik des festen Anschlusses an andere Mächte, in diesem Falle an die deutsch-österreichische Allianz unter

Desavouirung einer Gesellschaft, an welcher fast alle italienischen Staatsmänner theilhaftig waren und welche eine beständige Bedrohung Oesterreichs darstellte, der Italia irridenta, die sich unter Garibaldi alle Mühe gegeben hatte, die in Rede stehende Fürstenbegegnung zu verhindern. Der Zweck des Anschlusses an das deutsch-österreichische Defensivbündniß kann für Italien nur der eine sein, aus der bisherigen, eigenen Isolirung herauszukommen. Der allgemeine Friede kann hiedurch nur befördert werden, indem durch Erweiterung der genannten Allianz ein Element ständiger Beunruhigung der europäischen Politik verschwunden ist.

In Frankreich bildete im abgelaufenen Zeitraum der Sturz Gambetta's bei weitem das wichtigste Ereigniß. Nichts ist natürlicher, als daß die französische Nation den Mann, der nach dem Sturze Napoleons seinem in unglücklichen Krieg mit Deutschland verwickelten Vaterlande außerordentliche, selbst von den Deutschen gerne anerkannte Dienste geleistet, auch nach geschlossenem Frieden nicht vergaß. Erst Deputirter, dann Kammerpräsident, wurde er endlich erster Minister. Doch sein Auftreten als solcher entsprach den gehegten Erwartungen in keiner Weise und nach siebzigtägiger Amtsthätigkeit war er genöthigt, sein Portefeuille in die Hände des Präsidenten Grevy zurückzugeben; er hatte das Resultat der Abstimmung über das Listenskrutinium, an welcher Kleinigkeit er mit Zähigkeit festhielt, zur Kabinettsfrage gemacht. Der populärste Politiker, der anscheinend begabteste Staatsmann, der unstreitig größte Redner des Landes unterlag. Staatsmänner von so persönlichem Zuschnitt und mit fixen Ideen, denen sie alles opfern, taugen nicht für die Republik und der Schaden, den sich Gambetta persönlich durch sein Gebahren als Ministerpräsident zugefügt, wird lange Zeit brauchen bis er ausheilt.

Im November wurde der neugewählte deutsche Reichstag eröffnet, nachdem die vorausgehenden Wahlen das gewohnte Bild seiner Parteiverhältnisse nicht wenig verändert hatten. Die Freikonservativen und Nationalliberalen konnten von sich sagen: „Unsere Partei trägt die Wunden eines schweren Kampfes am Leibe.“ Am stärksten waren die Sezessionisten und der Fortschritt aus den Wahlen hervorgegangen, ein für die Reichsregierung um so unangenehmeres Ereigniß, als sie diese Wahlkampagne zum Voraus zu einer Vertrauensdemonstration für sich, zu einer Art von Plebiszit hatte stampeln wollen. Das Uebergewicht der freisinnigen Parteien hat sich dann

auch in der Folge bei Behandlung der neuen Steuerprojekte, namentlich der Tabaksmopolvorlage deutlich gezeigt. Der Reichstag hatte nicht die mindeste Lust, auf dieselben einzugehen und so ist vorderhand wenigstens der neuinaugurirten Finanzpolitik des Reiches ein kräftiges Halt geboten. Um so ungestörter kann sie dagegen ihr Programm bezüglich der Beendigung des Kulturkampfes erfüllen, indem sie hiebei nicht nur bei denen Entgegenkommen finden wird, welche ihn jederzeit für ein unseliges Beginnen erklärten, sondern indem auch die Mittelparteien, die seiner Zeit zum Kulturkampf getrieben, denselben endlich müde sind.

Für uns Baden er begann der Zeitabschnitt, über den wir im heurigen Wanderer zu berichten haben, mit zwei hoch erfreulichen Ereignissen, der Feier der silbernen Hochzeit unseres durchlauchtigsten Fürstenpaares und der Hochzeit unserer Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden. Beide Feste wurden gleichzeitig am 20. September 1881 gefeiert. Leider wurde in wenigen Tagen darauf S. K. H. der Großherzog von einer sehr schweren und langwierigen Krankheit ergriffen, von der er sich jetzt erst vollständig erholt. Während der Dauer derselben bis jetzt ist S. K. H. der Erbgroßherzog mit Wahrnehmung der Regierungsgeschäfte betraut. Die Uebernahme derselben durch den Großherzog und dessen völlige Wiedergenehung stehen in nächster Aussicht. Endlich wurde auch in Beseitigung des langwierigen Kirchenstreites bei uns ein weiterer Schritt durch definitive Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg gethan. Den 2. Mai wurde Dr. Joh. Bapt. Drbin zum Erzbischof gewählt und den 12. Juli feierlich im Dome zu Freiburg inthronisirt.

Unter den Verstorbenen der verflossenen Periode wollen wir folgende Personen besonders hervorheben: Ferdinand Keller, der Entdecker der Pfahlbauten, starb zu Zürich am 21. Juli 1881. Zu St. Peter bei Freiburg i. B. starb den 4. August Bischof Lothar v. Kübel, Verweser des Erzbisthums Freiburg, den 19. Sept. James Garfield, Präsident der vereinigten Staaten Nordamerikas, in Folge der Wunden, die er bei einem Attentat erhalten. Er wurde den 2. Juli 1882 durch die mörderische Kugel eines verkommenen Verbrechers, Guiteau, getroffen, nachdem er erst drei Monate zuvor sein Amt

angetreten. Ein selbstgemachter Mann, der Sohn armer Leute, begann er als Tagelöhner, Kutscher und Schiffmann sein Brod zu verdienen. 18 Jahre alt, bezog er im Jahre 1849 eine Schule, wurde dann Lehrer und Advokat. Beim Beginn des Bürgerkriegs befehligte er das 42. Regiment; wegen hervorragenden Leistungen im Felde erhielt er endlich Generalkrang. Nach dem Friedensschlusse trat er in politischen Rollen hervor und wurde am 8. Juni 1881 zum fünftigen Präsidenten erwählt. Das schönste Denkmal hat er sich in der kurzen Zeit seiner Regierung durch energische Aufnahme und siegreiche Durchführung des Kampfes gegen die Stellenjägerie gesetzt. Er starb 2 1/2 Monat nach seiner schweren Verwundung an den Folgen derselben trotz der aufopferndsten und geschicktesten Behandlung von Seiten seiner Aerzte. Den 21. Okt. starb Dr. J. K. Bluntschli, Geh. Rath und Professor zu Heidelberg; seine Hauptverdienste erwarb er sich durch seine Arbeiten im Völkerrecht, den 24. Nov. zu Bonn Dr. W. Busch, Professor der Chirurgie, nachdem er wenige Monate zuvor durch eine wohlgelungene Operation der deutschen Kaiserin das Leben gerettet. Den 4. Januar 1882 starb der Novellist Berthold Auerbach im französischen Seebad Cannes. Seine Hauptleistung bilden die Schwarzwälder Dorfgeschichten; den 24. März der amerikanische Dichter Longfellow, den 19. April auf seinem Landgute bei London der berühmte Naturforscher Charles Darwin, den 2. Juni auf Caprera Josef Garibaldi und den 25. Juni zu Frankfurt a. M. der Komponist Joachim Raff aus Laachen am Zürichersee.

### Jahrmärkteberichtigungen.

Während dem Druck des Kalenders sind folgende Jahrmärkteberichtigungen eingegangen:

Görwihl hält Schweinem. je am 1. Samstag jed. Monats.  
Löffingen hält Vieh- und Schweinem. am 12. März und 13. August, statt am 5. März und 6. August;  
die Schweinemärkte am 15. Mai, 8. Oktober und 10. Dezember fallen aus.

Merchingen hält Schweinemarkt je am zweiten Montag, statt Dienstag jeden Monats.

Nadolzell hält Viehmarkt am 14., statt am 15. August.

Sindolsheim hält Viehmärkte am 9. Januar, 13. Februar, 19. Juni, 10. Juli, 11. Sept., 11. Dezbr.

### Auflösung der Räthsel.

1. Luftballon. 2. Verdienst.

### Ergebniß der Gewinnziehung von 1882.

Es erhielten: Nr. 29 411 den ersten Gewinn mit 50 Mark, Nr. 11 021 den zweiten und Nr. 31 577 den dritten Gewinn mit je 30 Mark, Nr. 45 316 den vierten und Nr. 12 359 den fünften Gewinn mit je 25 Mark, Nr. 25 918 den sechsten und Nr. 14 203 den siebenten Gewinn mit je 20 Mark.